Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Elisabeth von Brandenburg.

Dritter Band.



Elisabeth von Brandenburg.

Historischer Roman

von

L. Haidheim.

Dritter Band.

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Im Gemach der Churfürstin saßen Mutter und Tochter zusammen im Dämmerschein des herbstlichen Abends.

Es war um die Zeit des Sonnenunterganges, eine milde, weiche Luft drang durch das geöffnete Fenster in das schon fast dunkle Zimmer, draußen aber auf den Bäumen des Parkes, die im bunten Herbstkleide noch stattlich und schön dastanden, lag der letzte Schimmer der Abendsonne und warf sein verklärendes Licht darüber hin. Kein Laut drang in die Stille, die draußen und hier im Gemach herrschte. Die Kammerfrauen hatten sich entfernt, nachdem sie den Hochzeitsstaat der lilienbleichen Braut auf die Tische und Sitze gebreitet und kopfschüttelnd hatten sie sich zugeflüstert, daß die Prinzessin um so trauriger werde, je mehr ihr Ehrentag herannahe.

Nach jenen ersten erschütternden Scenen, in welchen das unglückliche Fürstenkind der Mutter seine Liebe gestanden und diese es von der Hoffnungslosigkeit derselben und von der Pflicht schweigenden, demuthsvollen Gehorsams überzeugt hatte, war es wie eine apathische Ruhe über die Prinzessin gekommen. Sie sagte öfter, sie könne es sich gar nicht vorstellen, daß Gott es gestatten werde, sie so unglücklich machen zu lassen und hoffte mit allem Vertrauen und aller Energie eines siebenzehnjährigen Mädchenherzens, daß das, was sie wünschte, sich auch erfüllen werde, und diese Unfähigkeit der Jugend, sich ein drohendes Unheil wirklich vorzustellen, half ihr verhältnißmäßig leicht hinweg über die Wochen ihres Brautstandes. Dem Mutterherzen der Churfürstin war es, trotz der genauen Kenntniß der Ursache dieser anscheinenden Ergebung, eine Wohlthat gewesen, nicht täglich neuen Scenen und Gemüthsbewegungen ausgesetzt zu sein, die dennoch zuweilen bei irgend einem Anlasse vorkamen und deren Nutz- und Hoffnungslosigkeit sie nur zu gut kannte. Die hohe Frau benutzte diese Zeit friedvoller Einsamkeit und Ruhe für sie selbst dazu, viel und oft mit ihrem Kinde allein zu sein, den Glauben, die wahre Frömmigkeit in dem jungen Herzen zu wecken, es zu erfüllen mit demselben

heiligen Eifer, der ihr eigenes Herz beseelte, und Prinzeß Elisabeth — in der Sehnsucht nach dem fernen Georg, in dem natürlichen Verlangen mit der Mutter über alles Das zu reden, was sie Beide in letzter Zeit erlebt und was sie Beide mit gleicher Angst, Sorge und Ungewißheit erfüllte —, schloß sich der Mutter mit einer Innigkeit an, welche die Churfürstin hoch beglückte.

Nur von Georg durfte die Prinzessin mit der Mutter nie reden. Die Churfürstin hatte ihre Tochter überzeugt, daß die Braut des Herzogs Erich auch selbst in Gedanken nicht sündigen, nicht Untreue üben dürfe. Vollen aufrichtigen Verzicht hatte sie gefordert von ihrem Kinde und dieses hatte unter Thränen und Jammer und unter dem Einfluß der frommen, begeistert für das Rechte, glühenden Mutter Alles gelobt, was diese verlangte, hatte auch gewiß ehrlich geglaubt, diesen Verzicht zu leisten, aber was konnte das junge Herz dafür, wenn plötzlich, ganz unerwartet, die begrabene Liebe wieder aufwachte und laut aufschrie nach Leben, nach Georg!

Der rührendste Beweis von Kindesliebe, den die Prinzessin der Mutter geben konnte, war, daß sie schwieg von all dem inneren Kampf, von all der heißen Sehnsucht nach Georg und der geheimen Hoffnung, Gott

werde ein Wunder thun und sein Kind erretten von dem verhaßten Ehebund. Wenn die Churfürstin auch weislich nichts zu sehen schien, so las sie doch in dem bleichen, stillen Mädchenantlitz und in den trüben, ernsten Augen genug, um mit tiefer Theilnahme und zartester Liebe jeden Versuch zu machen, das Schicksal ihrer Tochter zu erleichtern.

Dazwischen drang in die Gemächer der beiden frommen Frauen gar Mancherlei, was sie lieber nicht gehört hätten und was doch ganz unmöglich zu vermeiden war. Frau Barbara Hornung hatte ihr neues Haus, unmittelbar an die Ostseite des Schloßgartens stoßend, bezogen und konnte von dort aus jeden Winkel desselben bespähen.

Sie war, als des Churfürsten Begleiterin, mit hinausgeritten zur Jagd in den Wäldern und Mooren von Kloster Chorin und erst nach einer vollen Woche an seiner Seite zurückgekehrt. Jetzt gab es allabendlich bei ihr fröhliche Feste und der Klang der Musik, die Joachim leidenschaftlich liebte, drang dann bis an die Ohren der verschmähten Gemahlin.

Bianca Steinfeder hatte einen flehenden Brief geschrieben an die Churfürstin sie zu erretten, und der Ueberbringer dieses Briefes war Doctor Buchholtzer ge-

wesen, der sich verkleidet noch immer in Berlin aufhielt, noch immer bei Christoph Schnecke wohnte und es auch übernommen hatte, Bianca eine Antwort zukommen zu lassen.

Die Gräfin saß im rothen Thurm in einem hohen, anständigen Gemach, hatte Bedienung und jede gewohnte Bequemlichkeit und mußte sich täglich von dem Hofprediger religiöse Belehrung gefallen lassen. Joachim hatte mit wahrem Behagen sich das Ziel gesetzt, die Gräfin zu öffentlicher Buße und zur Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche zu bringen. Er beurtheilte Frau Kunigunde richtig, wenn er annahm, sie sei weniger charakterfest als die Churfürstin und es werde der Letzteren ein schwerer Schlag sein, ihre Vertraute zurückkehren zu sehen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, wobei er mit heimlicher Schadenfreude beschlossen hatte, diesen Act zu einem sehr öffentlichen zu machen, zur Warnung für seinen Adel. Im Ganzen war es Joachim, nachdem sein Zorn etwas verraucht war, sehr lieb gewesen, die Steinfeder's schonen zu können und damit seinen Adel zu beruhigen. Durfte er dann doch um so strenger gegen die Churfürstin verfahren, die allein ihm trotzte und sich von der Bußfertigkeit der Gräfin Steinfeder mit ihrem selbstgefälligen Eigensinn abwandte. Ja,

die Sachen nahmen einen ganz guten Verlauf und Jochim war recht zufrieden mit sich, hörte er doch, wie gebeugt die Gräfin gewesen über das Schicksal ihres Gatten und noch mehr über das der Tochter! Mit weiser Strenge und doch auch mit Milde wollte er diese Frau bezwingen, auf welcher die Gefangenschaft um so schwerer lastete, als sie dabei immer an Bianca's noch härtere Gefangenschaft denken mußte.

Der einzige Trost den sie hatte, außer dem aufrichtigen Gebet, war die Nachricht, daß Graf Steinfeder frei und nach Royatz zurückgekehrt sei, daß die Ahne gestorben, ihr Leichnam in das Erbbegräbniß zu Royatz geführt worden und daß nun ihr großes Vermögen ohne jede Beanstandung an das Haus Steinfeder übergehe, denn Bianca war im Kloster und so der Preis entrichtet.

Das Alles gab Joachim durch ihre Dienerin oder ihre Wächter der Gräfin zu wissen; es war solch ein Kleines nun durch Unterwerfung sich zu erretten, er zweifelte gar nicht an der Willfährigkeit der Gräfin und konnte sich mit vollster Ruhe jetzt den glänzenden Anordnungen der Hochzeitsfeier widmen.

Dies Alles hatte für Mutter und Tochter oftmals den Stoff zu lebhaften Gesprächen gebildet, heute wollte kein Versuch der Churfürstin, ihr Kind zu zerstreuen, glücken.

Da lag der prachtvolle Rock von Silberstoff mit dem fast ganz mit kostbaren Steinen bedeckten Mieder, da lag das Brusttuch von durchsichtiger, holländische Leinewand mit prachtvollen Brabanter Kanten verziert, die einen so bedeutenden Geldwerth repräsentirten; dort hing der Schleier von französischen Spitzen und in dem offenen Kasten befand sich auf veilchenfarbenem Sammet die Herzogskrone, die morgen das jugendliche Haupt schmücken sollte.

Kein Blick der Freude, kein Lächeln hatte alle diesen herrlichen Schmuck begrüßt, sondern ein eisiger Schauer hatte die Gestalt der Prinzessin durchschüttelt und mit fest zusammengepreßtem Munde hatte sie sich, bis auf die Lippen erbleicht, zurückgezogen und aus dem Fenster in den Park hinabgestarrt.

Dann, als die Dienerinnen fort waren und sie Beide unter der Last der Gedanken schweigend dasaßen, schien es, als werde es erst jetzt in dieser Minute der Prinzessin klar, daß diese gefürchtete und doch ernstlich nie geglaubte Heirath vor sich gehen werde.

Ein Schrei, der, wie der Todesschrei eines brechenden Herzens, scharf und gellend durch das Gemach tönte, rang sich von ihren Lippen und dann stürzte sie plötzlich nieder auf die Knie, sah die Mutter wie in Sterbens=

angst an und rief, die Hände außer sich flehend zu ihr aufhebend: „Es kann nicht sein! es kann nicht! Gott, o Gott hilf! Mutter, hilf mir! Ich kann ihm nicht folgen, ich habe allein den Georg lieb, o, so lieb, Mutter, o, rette mich, rette mich!"

Und nun brach ein convulsivisches Weinen aus der gemarterten, jungen Seele und im Paroxismus der furchtbarsten Angst und Verzweiflung flehte sie immer von Neuem um Rettung, oder um den Tod, und Alles, was diese Wochen her von ihr in der Brust schweigend herumgetragen war, wurde nun mit einem Male lebendig und strömte unaufhaltsam von ihren Lippen.

Es war eine furchtbare Stunde für die Churfürstin. — Selbst viel zu sehr von dem Bewußtsein der Pflichten fürstlichen Ranges erfüllt, als daß sie nicht ihres Gemahls politische Wahl eines Schwiegersohnes bei näherer Ueberlegung hätte gutheißen und, trotz alles Mitleids mit ihrem Kinde, doch den Gehorsam von ihm fordern müssen, ging ihr diese Verzweiflung an die Seele und es bedurfte aller ihrer Kraft, um nun nicht auch in Thränen zu zerfließen. Nach und nach erschöpfte sich die Aufregung der Prinzessin und sie wurde aus Schwäche ruhiger, für Ermahnungen zugänglicher. Die Churfürstin hatte nie so eindringlich, so überzeugend gesprochen wie

jetzt und die gänzliche Hoffnungslosigkeit, ja die Sündhaftigkeit ihrer Liebe wurde nach und nach der Prinzessin auch klar. Sie ergab sich in ihr Geschick, dem sie doch, wie sie jetzt fühlte, nicht mehr entrinnen konnte.

Nur ein Wunsch kam immer wieder auf die Lippen der unglücklichen, jungen Fürstin. „Nur einmal ihn noch sehen, nur Abschied von ihm nehmen zu können!"

Die Churfürstin begriff den Wunsch, aber sie dankte Gott, daß seine Erfüllung unmöglich sei. Ihr war Georgs Entfernung von Berlin wie eine sichtbarliche Fügung des Himmels erschienen und wenn sie auch einen Augenblick gefürchtet hatte, Joachim habe Etwas erfahren von der Liebe des jungen Paares, so deutete später doch nichts darauf hin und es war zudem schon öfter vorgekommen, daß sich der Churfürst des Junkers zu irgend einem wichtigeren Geschäft bedient hatte.

Dies „Nur noch einmal muß ich ihn sehen, ich kann nicht leben, wenn ich ohne Abschied von ihm gehe!" kam immer wieder und damit stets ein neuer, wenn auch schwächerer Ausbruch des Schmerzes.

Der Mond war inzwischen voll und herrlich aufgegangen, und warf seine silbernen Lichter auf den freien Platz unter den Fenstern der Churfürstin und auf die Blätter der Bäume, daß sie in wunderbarer Pracht da-

standen. Kein Lüftchen regte sich, vielleicht wurde es ihrem Kinde besser im Freien, schon das Auf- und Abgehen übte eine beruhigende Wirkung, wie die Churfürstin aus Erfahrung wußte.

Geduldig folgte die Prinzessin der Mutter, es war ihr ganz gleichgültig wo sie war, denn ihr Leid blieb ja allerorten dasselbe.

So traten die beiden Frauen auf den Söller hinaus und stiegen die hölzerne Treppe hinab, die von diesem in den Garten führte und hier gingen sie lange auf und nieder, bis wirklich die Luft und die Bewegung die gewünschte Beruhigung brachte. Nun benutzte Churfürstin Elisabeth diese letzte Stunde des Alleinseins mit ihrem Kinde, um dieses hinzuweisen mit allem Ernst auf die zukünftigen Pflichten. Es war der Mutter ein süßer Trost, mit voller Ueberzeugung den Charakter Herzog Erichs loben zu dürfen und sie versäumte nicht ihre Tochter zu mahnen, der neuen Lehre nachzuforschen und den Gemahl dazu hinzulenken, der früher dem Luther so günstig gewesen und den nur die Politik von ihm abgewandt habe. Nie waren Mutter und Tochter sich so nahe getreten wie in diesen einsamen, stillen Stunden, und nachdem die Prinzessin der Mutter gelobt, treu den schweren Weg der Pflicht und Selbst-

„Dankt es dem Mitleid mit Eurem Vater, Junker, daß ich Euch nicht strafen lasse nach Gebühr, daß ich schweigen will über Euer Verbrechen. Gehet jetzt, Ihr seid sicherlich krank, in einer ruhigeren Stunde werdet Ihr Euch selbst sagen, wie sehr Ihr Unrecht thatet!“

Georg von Minkwitz war aufgesprungen, er sah kühn, ja trotzig die Herrin an.

„Verzeih' es Euch Gott, Euer Gnaden,“ sagte er heftig, „wenn Euer Herz so kalt ist, wie Eure Worte! Ich gedachte nichts Unrechtes zu thun, wenn ich in Eurer Gegenwart die Geliebte meines Herzens, die Gespielin meiner Jugend um ein Wort des Abschiedes anflehte. Ich bin nicht krank, nicht wahnsinnig, ich weiß auch gar wohl, was ich bin gegen Euer Durchlaucht und gegen die Prinzessin und wenn wir Beide das einen kurzen Augenblick vergessen haben, so müssen wir den Fehler schwer büßen! Aber wir sind rein vor Gottes Augen und wenn Ihr nicht wolltet, daß wir uns lieben sollten, o, Herrin, wie durftet Ihr uns bei einander lassen die Jahre her und ich meine doch, es hätte jedes Auge sehen müssen, daß wir nicht leben konnten, ohne einander zu lieben!? Ich weiß wohl, in Euren Augen ist der Georg Minkwitz ein Hochverräther, der Churfürst wird ihn auf's Rad flechten lassen für die Frechheit, daß er seine Augen

aufhob zu seines Herrn Tochter! Aber mag er! Was frag' ich nach dem Leben, was ist mir der Tod! Du, Lisbeth, sollst es wissen, ich habe zu Dir aufgesehen wie zu dem schönsten Stern am Himmel, und was Du mir warst, das kannst Du mir bleiben, mein Licht, mein guter Engel! — Das wollt ich Euch nur sagen, meine junge, geliebte Fürstin! Wir hatten es für eine kurze Frist vergessen, daß wir einander nur fremd bleiben konnten und doch, Prinzessin, um alle Gnaden des Himmels möcht' ich nicht missen den Gedanken, daß Euer edles, reines Herz auch in der Ferne mein gedenken, daß es für mich beten wird. Gott segne Euch, meine edle junge Herrin, Gott lasse seine Engel Euch auf Händen tragen, daß Euer Fuß an keinen Stein stoße!"

Der junge Mann kniete abermals nieder, wie begeistert blickte er zu der Geliebten auf.

„Segnet mich, Lisbeth, es ist das einzige Glück, das Ihr mir geben dürft!"

Die Churfürstin hielt ihre Tochter nicht mehr zurück, sie fühlte, es bedurfte dessen nicht und Georgs Vorwurf „warum ließet Ihr uns beisammen!" hatte sie tief getroffen, wenn sie auch hätte sagen können, daß sie in Georg nur den Diener seiner Herrin gesehen! Churfürstin Elisabeth war gerecht, sie wußte, Georg von

Minkwitz überragte alle jungen Männer des Hofes, selbst die Prinzen, ihre Söhne.

„Ein Wort nur, liebe Mutter!“ hatte Prinzessin Lisbeth gefleht, aber ohne erst Antwort zu erwarten, beugte sie sich nieder zu dem Geliebten, hob mit ihren kleinen Händen sein Haupt empor, küßte ihn sanft und innig auf die Stirn und sagte leise: „Leb wohl, Georg! Wir haben uns so sehr lieb gehabt und können nun doch nie zusammen kommen. Ich muß meines Vaters Willen thun, und ich habe gerungen bis ich's kann! Ich werde Dich nie vergessen, aber bete Du für mich, daß ich ehrlich thue, was recht ist, wie ich für Dein Glück und Deinen Frieden beten will! Lebwohl, mein Georg, leb wohl!“

Und noch einmal beugte sie sich nieder und leise wie ein Hauch berührten ihre Lippen seine Stirn.

Der Junker Georg lag auf den Knien und hatte sein Gesicht in den Händen verborgen; er sah nicht auf, als die angebetete Geliebte ihn nun verließ, er horchte dem Rauschen ihrer Gewänder und seine kräftige Gestalt bebte von unterdrücktem Schluchzen.

Endlich, nach längerer Zeit, erhob er sich müde und gebrochen; das Mondlicht ruhte noch immer auf

den Bäumen, den Rasenplätzen, kein Laut war hörbar weit und breit.

Noch ein stummer Blick flog hinauf nach dem Söller, wo er sie so oft gesehen, dann schritt er müde und zum Tode traurig nach jenem Pförtchen, durch das er hereingekommen. Sein Weg führte ihn durch dunkle Laubengänge und plötzlich schrak er heftig zusammen, dicht am Eingange eines solchen stand er vor einem dort wandelnden Paare. Es war der Churfürst, der von Frau Barbara kam, und diese hatte, verlockt durch den köstlichen Abend, ihrem fürstlichen Herrn das Geleite gegeben.

Einen Moment standen die Drei wie angewurzelt vor Schrecken. Dann stieß der Churfürst einen furchtbaren Fluch aus, mit seiner Hand fuhr er Georg nach der Brust, ihn zu halten, aber im selbigen Augenblick besann er sich eines Besseren und Frau Barbara einen Blick des grimmigsten Zornes zuwerfend, weil sie es gewagt höhnisch lachend zu sagen: „Ei, da kann Euer Durchlaucht sich ja gleich mit eigenen Augen überzeugen!“ sagte er mit seltsam ruhiger, langsamer Betonung:

„Ihr bringt mir Antwort, Minkwitz. Ich lobe Euch, daß Ihr sofort damit kommt mich aufzusuchen! Folgt mir!“

Dann wandte er sich ebenso merkwürdig ruhig an Frau Barbara.

„Gehabt Euch wohl, edle Frau, dort steht Eure Zofe; entschuldigt Uns, wichtige Staatsgeschäfte rufen Uns eiligst ab.“

Frau Barbara wagte keine Silbe! Diese Ruhe des Churfürsten kannten seine Hofleute, sie war schlimmer, als sein grimmigster Zorn.

Schweigend schritt er hinweg, Georg folgte ihm ebenso, er wußte wohl, er war jetzt verloren, aber in seiner augenblicklichen Stimmung ließ ihn das völlig gleichgültig.

Als sie an das geheime Pförtchen kamen, befahl der Churfürst dem dort befindlichen Wachtposten:

„Schickt mir sofort den Hauptmann von Quitzow, er hat doch die Wache?“

„Ja, durchlauchtiger Herr!“ hatte der Soldat gesagt und war dann fortgeeilt.

In seinem Zimmer angekommen, trat der Churfürst vor den Junker, Georg bemerkte, daß sein Gesicht so starr war wie ein Todtenantlitz.

„Seit wann seid Ihr zurück?“ fragte der Churfürst.

„Seit heute Abend um sechs Uhr, Durchlaucht!

Hier ist ein Brief vom Herrn Markgrafen!" hatte Georg geantwortet.

„Und was hattet Ihr im Schloßgarten zu suchen?"

Georg antwortete nicht.

Der Churfürst wollte das auch sichtlich gar nicht. „Ich hatte mehr Güte für Euch, wie Ihr verdientet, Georg von Minkwitz!" fuhr er gleich fort. „Ihr habt mir bewiesen, daß Ihr ein ungetreuer Diener seid! — Hauptmann, führt den Junker Minkwitz in das Gewölbe des rothen Thurmes, kein Mensch soll zu ihm, keiner mit ihm reden, Ihr haftet mir dafür!"

Draußen vor der Thür auf dem Gange begegnete der Gefangene seinem Vater, dem Ritter, der nicht ahnte, daß sein Sohn zurück sei.

„Georg! Georg!" schrie der Ritter auf, dem ein Blick sagte, was hier geschah und dem die erschrockenen Mienen des Hauptmann von Quitzow schweres Unheil kündeten.

„Der Junker ist Gefangener, er darf mit Niemandem reden; ich kann Euch nicht helfen, Herr Ritter!" wehrte ihn dieser ab.

Ritter Nikolaus taumelte fast, er lehnte sich, ganz unfähig zu gehen, an die Wand und blickte dem Sohne nach. Sein Herz sagte ihm was hier geschehen.

Unterdeß ging der Churfürst in seinem Gemache auf und ab und kämpfte in der Stille den furchtbaren Zorn nieder, der ihn erfüllte.

Frau Barbara's Einflüsterungen hatten seine eignen Ahnungen längst bestätigt und er hatte sich heimlich glücklich gepriesen, daß er den Junker so geschickt beseitigt.

Ob seine Tochter den Junker liebte, das war ihm gleichgültig, da sie schweigend und gehorsam sich zeigte, wie er wohl wußte, unter dem Einfluß der Mutter. Deshalb hatte er auch die Churfürstin gewähren lassen, ihren Verkehr mit der Prinzessin nicht, wie früher, beschränkt und sich ihr im Herzen so gar dankbar gefühlt.

Ob Minkwitz heute die Prinzessin gesehn, wollte er nicht wissen; es hätte ihm eine Unritterlichkeit gedünkt sie dann morgen dem Herzog Erich zum Weibe zu geben; er hatte sich allezeit überzeugt gehalten, daß diese Kinderliebe eben nichts mehr als das sei. Der Schlag, der seinen fürstlichen Stolz traf, war niederschmetternd. Aber darum war sein Zorn auf den Frechen, der es wagte, das Kind seines Herrn und Fürsten zu lieben, nicht minder groß und er schwor in seinem Herzen, der Junker solle die Frechheit büßen. Aller Groll, den er gegen

dessen Vater, den Ritter, in letzter Zeit in sich aufgesammelt, brach jetzt heiß und giftig empor und nichts hätte ihm gelegener kommen können, als daß gerade jetzt Ritter Nikolaus, der zu jeder Zeit Audienz erhalten hatte, sich melden ließ. Joachim sah sofort, er war seinem Sohn begegnet, und eh' der Ritter nur fragen konnte, fuhr er höhnend ihn in blinder Heftigkeit an: „Habt Ihr Euren Sohn unterwiesen, daß die Früchte, so am höchsten hängen, die süßesten sind?"

„Verzeiht, Euer Gnaden, ich verstehe Euch nicht, ich sehe eben meinen Sohn —"

„Ein sauberes Bürschlein das! Wir wollen ihm aber die hochfliegenden Gelüste schon austreiben, Ritter, das versprechen Wir Euch!"

Den Ritter reizte diese Weise des Churfürsten furchtbar:

„Habt die Gnade, durchlauchtiger Herr, mir zu sagen, womit mein Sohn sich Euren Zorn zugezogen?" fragte er vor Wuth fast heiser.

„Wir werden thun was uns beliebt, Ritter, und wenn's Euch nicht gefällt, so mögt Ihr Euch sagen, daß Ihr dem Burschen die Zügel hättet schärfer anziehen sollen," fuhr Joachim hastig auf.

„Es kann Euer Durchlaucht Wille nicht sein meinen

Sohn zu strafen für ein Unrecht, das der Vater nicht wissen soll?" fragte der Ritter.

„Mit dem Kopf, den er so hoch getragen allezeit, soll er büßen!" schrie der Churfürst in wilder Wuth auf. „Zwingt mich nicht, Euch zu sagen, was ich mir selbst nicht sagen will! Aber so wahr Gott lebt, er soll sich nimmer brüsten können, mit mir, seinem Herrn und Gebieter, seinen Spaß getrieben zu haben!"

„Herr, Ihr seid im Zorn, gebt meinen Sohn frei und laßt uns ziehn; ich bürge Euch mit Allem was ich habe für ihn!"

„Eurer Bürgschaft alle Ehre, ich will sie aber nicht! Ich weiß wie man solche Vögel zum schweigen bringt. Aber Euch, Ritter, Euch wollen wir nicht halten; zieht heim! Eure abenteuerlichen Pläne gefallen uns nicht, Wir sind jetzt entschlossen zu Oesterreich zu halten!" rief der Churfürst.

„Durchlaucht! Herr! Laßt Euch vom augenblicklichen Zorn nicht verleiten! Bedenkt die ungeheuren Vortheile für Brandenburg, bedenkt wie alle Chancen glücklich für Euch liegen! Was kann Euch Oesterreich geben im Vergleich zu dem, was ich Euch biete!" rief Ritter Minkwitz ungläubig erst und dann erschrocken.

„Ihr irrt Euch, Herr Ritter, Wir sind wohl im

Stande, Unseren und Unseres Landes wahren Vortheil zu erkennen,“ erwiderte Joachim immer ruhiger werdend, je mehr er fühlte, welchen Schlag er dem Ritter versetzte. „Wir danken Euch für Eure gute Meinung mit Uns, aber Wir haben Unsern Entschluß gefaßt und wollen Euch nicht ferner aufhalten Euren Geschäften daheim nachzugehen!“ fuhr er fort.

„Und mein Sohn, Durchlaucht?“

„Der bleibt wo er ist und wartet Unseres Gerichts!“ sagte Joachim kalt.

Der Ritter sah, seine Verzagtheit war dem Churfürsten eine Freude. Stolz raffte er sich auf.

„Möge Brandenburg nie Euren Entschluß beklagen, Herr! So entlaßt Ihr mich also?“ rief er aus und seine Stimme zitterte doch.

„Wir entlassen Euch und wünschen Euch viel Glück auf die Reise!“ erwiderte der Churfürst.

Der Ritter ging! Wie ein Abenteurer weggejagt. Er stöhnte vor Wuth und wehrlosem Grimm. Alle seine stolzen, herrlichen Pläne behandelt wie die Hirngespinnste eines Thoren! Und Alles jetzt in Joachim's Händen, alle Wissenschaft, alle Kunde von den bisherigen Schritten! —

In furchtbarem Zorn irrte der Ritter umher, endlich besann er sich.

Georg mußte frei sein! Dann fort Beide, Vater und Sohn, aus diesem falschen Berlin! Fort! „Aber wehe Dir, Joachim! Du dünkst Dich abermals zu weise! Und ich war ein einfältiger Thor, daß ich glaubte, mit Dir ein großes Werk beginnen zu können!“ rief er grimmig in sich hinein und schritt durch die mondhelle Nacht dem Hause Christoph Schnecke's zu und als er in später Stunde diesen verließ, waren die letzten Worte des Händlers: „O, Herr Ritter, sorgt Euch nicht, was Geld vermag, wußt' ich längst, was es aber in einer so klugen Hand vermag, verbunden mit den feinen Anschlägen Eures Kopfes, das hab' ich erst von Euch gelernt! Schlaft ruhig, der durchlauchtige Herr soll seine Lust haben!“

Am andern Tage um die Mittagszeit läuteten alle Glocken von Berlin und Cölln an der Spree, und von dem Thore, bis hin zur Nicolaikirche, der ältesten Berlins, und von da wieder bis zum Schlosse, war die Straße dicht mit Schilf und Herbstblumen, die letzteren gab es freilich damas nicht in so bunter Menge, bestreut; die Häuser mit Kränzen und Fähnlein geschmückt und eine geputzte, neugierige Menge starrte Kopf an Kopf ge-

drängt dem Herzog Erich von Braunschweig entgegen, der eben jetzt seinen Einzug hielt. Glocken läuteten, Böllerschüsse, Musik und Freudengeschrei empfing den hohen Herrn, der, freilich über die Jahre der Jugend längst hinaus, doch ein gar stattlicher Hochzeiter war. Sein reich mit Gold gesticktes Kleid von Purpursammet, das Barett mit den langen, weißen Federn, kleideten ihn gut, und das edle, kräftige Männerantlitz trug so unverkennbar den Ausdruck von Güte und der Ergriffenheit des Gemüthes, die ihn heute bei diesen feierlichen Klängen erfaßt hatte, daß ihm alle Herzen sich zuwandten. Er ritt einen edlen Rappen, dessen Zaumzeug und Satteldecke von Goldschmuck funkelten, und eben so fürstlich und reich wie er selbst, erschien sein Gefolge. Neben ihm zu beiden Seiten ritten der Churprinz und Markgraf Hans, die den neuen Schwager eingeholt hatten mit stattlichem Ehrengeleit und man sah es beiden Prinzen an, Herzog Erich war ihnen kein unerwünschter Verwandter. Der Zug ging zunächst der Kirche zu, wo der Hochzeiter die Messe hörte, ehe er sich in das Schloß begab; es war somit hoch am Tage, ehe er hier anlangte und nun zuerst seine Verlobte sehen sollte, die seiner im großen Saale mit den Eltern und dem Hofstaat wartete.

Der Churfürst hatte nur einen einzigen raschen Blick auf seine Tochter geworfen, als diese mit der Mutter gerade in dem Augenblick im Thronsaale erschien, in welchem Posaunentöne verkündeten, daß Herzog Erich den Schloßhof beschritten habe. Es war nur ein einziger, rascher Blick gewesen, aber dieser hatte ihn befriedigt, er sah von da ab sein Kind kaum noch an, denn das kurze Aufleuchten seiner Vaterliebe war längst vorüber, theils durch Frau Barbara's Bemühungen, noch mehr aber durch den schrecklichen Zorn, den er auf seine Tochter geworfen.

Ein leiser, aber aufrichtiger Ruf des freudigen Staunens durchlief die Reihen des Hofgesindes, als Mutter und Tochter eintraten, und was die junge Braut an Jugend und Lieblichkeit voraus hatte vor der Mutter, das ersetzte diese durch die königliche Würde ihrer Erscheinung.

Beide Frauen waren mit einer Pracht gekleidet, die man an der Churfürstin seit Jahren nicht gesehen, an der vom Vater sehr karg gehaltenen Prinzessin niemals. Aber schöner, als alle dieser äußerliche Prunk, war der beiden gemeinsame Ausdruck von heiliger Ruhe, der auf ihren Zügen lag und die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter verstärkte. Churfürstin Elisabeth war eine

zu aufrichtig fromme Frau, um nicht durch die Inbrunst ihres Glaubens in der schmerzgebrochenen Seele der Tochter eben solchen felsenfesten Glauben, solch glühendes Verlangen nach der Gemeinschaft Gottes zu entzünden, und wie sie jetzt eintraten, Hand in Hand, und das Gebet ihrer Morgenstunden noch auf ihren Stirnen zu liegen schien, da fühlten sich doch Aller Herzen bewegt und der Zorn des Churfürsten schlug um in bitteres Herzweh. Der Gedanke, der ihm in letzter Zeit so oft gekommen war und der ihm die Seele tiefer beugte, als er selbst wissen wollte: „warum muß ich allein so einsam sein und meine Kinder alle der Mutter zugewendet?“ kam mit voller Kraft wieder über ihn und noch ein anderer, den er immer heftig zurückwies und der sich doch nicht verscheuchen lassen wollte: „Ich hätte den andern Weg gehen sollen, Elisabeth hat Recht!“ O, es war ein Gedanke, den ihm die Finsterniß heraufschickte, er verdüsterte sein Gemüth immer mehr, er brachte alle Galle in ihm zum Sieden. Joachim, Joachim Nestor sollte Unrecht haben? Nein, nein, tausend Mal nein! Er mußte es beweisen, daß auch die ganze Welt es sah, wie er Recht gehabt, Recht immer und allezeit! Aber dazu gehörte die alte, eiserne

Kraft und Energie und die wollte er haben, trotz aller geheimen Müdigkeit und Muthlosigkeit.

Inzwischen hatte die Churfürstin Elisabeth ihren Thronsessel zur Rechten des Churfürsten eingenommen, ein kleinerer Sitz war für die Prinzessin zwischen dem Elternpaare bereitet und so sitzend und in gespanntem Schweigen erwartete man den Heroldsruf, welcher den Herzog meldete.

Jetzt plötzlich flogen die vergoldeten Flügelthüren auf, der Ruf verklang unter dem brausenden Schalle der Trompeten und geleitet von den beiden Söhnen des churfürstlichen Paares, erschien Herzog Erich auf der Schwelle des Saales.

Einen Augenblick stand er dort still; seine Blicke flogen hinüber zu dem Thron und hier zu der Braut, die seine Augen heute zum ersten Male erblickten. Der Churfürst und seine Gemahlin, die Prinzessin mit ihnen, hatten sich erhoben; schneebleich, mit einem unsäglich bangen, scheuen Blick, starrte die Letztere den Eintretenden an und Herzog Erich fing diesen Blick auf, er sah in dem holden, jungen Antlitz etwas, was sein Herz wunderbar bewegte und der Prinzessin entging der Ausdruck frohen Staunens und aufrichtiger Güte nicht, der des Herzogs Züge überflog. Wie hatte sie diesen Augen=

blick mit eisiger Furcht erwartet, und nun ganz plötzlich, mit dem einen Blick, kam es über sie wie tiefes Vertrauen! Sie war sich dieses jähen Wechsels kaum bewußt, sie fühlte nur, wie ein furchtbarer Druck von ihrer Seele sich löste und dem Herzog entging nicht der Wechsel in dem entsetzten, blassen Mädchenantlitz.

Der Zug der Sympathie, dieses unerklärliche, unbegreifliche Etwas, das zwei Menschen im ersten Moment des Sehens günstig oder ungünstig für einander stimmt, hatte entschieden; die Prinzessin empfand, daß ihr Schicksal viel härter hätte sein können.

Nach dem üblichen Empfangsceremoniel hatte der Herzog zunächst die Eltern seiner Erwählten zu begrüßen, dann erst durfte er zu dieser sich wenden, die seine Blicke nicht verlassen hatten. Eine dem gereiften Manne unsäglich wonnevolle Empfindung war über ihn gekommen, sein Herz hatte mit dieser Heirath bis jetzt nichts zu thun gehabt und nun plötzlich, wie mit Zauber, wachte eine Liebe in ihm auf, wie er sie nie empfunden, eine Liebe, die nichts wollte, nichts ersehnte, als diese süße, reine Mädchenknospe an sein Herz zu nehmen, um sie zu schützen und zu behüten wie ein theures Kleinod. Den lebens- und welterfahrenen Mann überkam es wie ein räthselhaftes, beschämendes Gefühl eigner Unwürdig-

keit, gegenüber dem scheuen, angstvollen Kindesblick des lilienbleichen Mädchens, das ihm übergeben werden sollte, ohne Rücksicht auf des eignen Herzens Forderungen. — Hätte Herzog Erich Zeit gehabt, seine Stimmung zu zergliedern, er würde sie nach den gewohnten Anschauungen kaum begriffen haben; jetzt, unter dem Zauber der überraschenden Schönheit und holden Jungfräulichkeit der Prinzessin, ließ er nur von seinen Gefühlen sich leiten und als er zum Handkuß niederkniend mit bewegter Stimme sagte: „Ich bin Eurer nicht werth, Prinzessin," da war das nicht eine damals sehr gebräuchliche Redensart, sondern die Worte kamen ihm aus dem Herzen.

Die Prinzessin hatte keine Silbe der Antwort, ihre Lippen bebten, Thränen verdunkelten ihre Augen, aber in den tiefen Schmerz dieser Stunde mischte sich doch das süße Gefühl der Erleichterung und als er ihre Hand nun festhielt und mit einer Aufrichtigkeit und einem Feuer, die unverkennbar waren, dem churfürstlichen Paare dankte für die unschätzbare Gabe, durch welche sie ihn beglückten, da thaueten doch selbst Joachims Mienen geschmeichelt auf und die Churfürstin sah mit frohem Aufathmen, wie ritterlich und verehrungsvoll der Herzog sich benahm.

Nach allerlei Hin- und Herreden, nach Verlesung

des Ehekontraktes und Ausfertigung des Wittwenbriefes für die junge Braut, begab man sich zur Tafel und als der Festjubel rings umher so laut ertönte, daß Keiner des Anderen mehr achtete, da neigte sich Herzog Erich zu seiner fürstlichen Verlobten und sagte leise und ernst: „Schaut mir ein einzig Mal nur in die Augen, Elisabeth!"

Sie that, was er verlangte; seine ruhige, überlegene und unbeschreiblich gütige Weise hatten tiefen Eindruck auf sie gemacht und so blickte sie ihn denn an mit ihren großen dunklen Augen und er sah eine kurze Minute forschend und ernst hinein. Nicht ein Schimmer von bräutlicher Liebe, von jungfräulicher Scheu lag darin, der Herzog konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken; aber dagegen eine tiefe geheimnißvolle Traurigkeit und wunderbarer Weise ein so offnes, kindliches Vertrauen, daß ihm die Sprache dieser Augen ein Räthsel war, dessen einzelne Zeichen er verstand und dessen Sinn ihm doch dunkel blieb. Er bot ihr mit demselben zutrauen-einflößenden Ernst die Hand und sie legte gehorsam und kindlich die ihrige hinein.

„Elisabeth," sagte leise und bewegt der Herzog, „habt Vertrauen zu mir, ich schwöre Euch, Ihr sollt es nie bereuen! Seht, ich bin über die Jahre hinaus, wo ich hoffen durfte, Eure Liebe im Sturme zu erobern,

aber ich bin noch jungen, warmen Herzens genug, diese Liebe für ein großes Glück zu halten und meine Seele verlangt nach diesem Glück! Erschreckt nicht, Prinzessin, werdet nicht bleich und roth in einem Athem, fürchtet Euch nicht vor mir, das nur bitt' ich Euch inständig! Hier, Elisabeth, bei der gebenedeiten Jungfrau schwör ich Euch, ich will nicht Anspruch an Euch machen als an mein gutes Recht, ich will werben um Euch und Eure Liebe, bis Ihr sie mir aus freiem Herzen gebet! Nur eins bitt' ich dafür, Kind, vertrauet mir, gebt Euch sorglos und ohne Furcht unter meinen Schutz und Elisabeth, seid gütig gegen Euren Gemahl und seine Schwächen ertragt mit Milde!"

Der Herzog hatte sehr weich, sehr ergriffen gesprochen und plötzlich neigte Prinzeß Elisabeth sich auf seine Hand, küßte sie und stammelte leise:

„Mein lieber Herr und Gemahl!"

Eine hohe, freudige Gluth überflog das Antlitz des Herzogs.

„Soll es sein, wie ich sagte?" fragte er und fühlte in sich die männlich frohe Gewißheit, dieses, seines Weibes Herz in Liebe zu gewinnen.

„Ja, mein Gemahl, habt auch Ihr Nachsicht und Milde mit mir, ich habe der Mutter und dem lieben

Heiland gelobt, daß ich Euch ein treues Weib sein will, aber übt Geduld, Herr Herzog, ich will Euch gern und ganz vertrauen."

So war zwischen diesem an Jahren so ungleichen Paare der Bund geschlossen, der andern Tages mit dem höchsten Prunk und im Beisein vieler fürstlichen Herrschaften und fast des ganzen Adels, die kirchliche Weihe erhielt.

Die Herzogin Elisabeth verließ das Elternhaus ohne großen Schmerz; es war ihr keine freundliche Heimat gewesen und zudem floh sie gern jede Erinnerung an Georg, nach dem zu fragen sie sich nicht getraute und dem sie doch dankbar war, daß er in diesen schweren Tagen nicht sichtbar wurde. — Herzog Erich hätte nie klüger handeln können, um das Zutrauen seiner jungen Gemahlin im Sturm zu erobern, als er, von seinem edlen Herzen glücklich geleitet, that. Er fühlte sich in einer Gehobenheit und Freudigkeit des Geistes, die alle seine schönen und trefflichen Eigenschaften hell zu Tage treten ließ und dies zarte, minnigliche Werben um seine bräutliche Gattin machte ihn äußerlich, wie innerlich jünger und lebensfrischer.

Churfürstin Elisabeth erlebte Tage eines gänzlich unverhofften, aber darum ihr Mutterherz doppelt beseli-

genden Glückes. Sie fühlte eine tiefe, warme Dankbarkeit für den edlen, ritterlichen Herzog und dieser wieder merkte aus jedem Wort seiner jungen Gemahlin, wie sehr er der Mutter zu danken hatte, deren tiefe Frömmigkeit und Wahrhaftigkeit, deren Tugenden und klarer Verstand ihm in der jungen Elisabeth, seinem lieblichen Weibe, wie aus einem reinen Spiegel zurückgestrahlt schienen.

Ohne viele Worte fühlten die Churfürstin und Herzog Erich sich einander aufrichtig zugethan und als dieser sich von ihr verabschiedete und die Churfürstin, wie von banger Ahnung bewegt, erbleichend ihre Tochter in die Arme schloß und angstvoll ausrief: „Wann, o wann werde ich Dich wiedersehen, mein Kind, meine Elisabeth?" da hatte er mit aufrichtiger Herzlichkeit sie gebeten, Braunschweig eine liebe Heimat auch für sie werden zu lassen.

„Gott wolle in Gnaden verhüten," hatte er hinzugefügt und ihr in tiefem Ernst zum Gelöbniß die Hand gegeben, „daß Euer Liebden jemals der Hülfe bedürfen, wenn aber dennoch dieser Fall kommen sollte, so möge Euer Durchlaucht sich erinnern, daß Herzog Erich von Braunschweig Euer Sohn ist und daß er das Herz eines Sohnes für Euch hat, edle Frau und Mutter!"

So waren sie geschieden. An die Stelle der frohen, festlichen Bewegung trat eine tiefe Oede und Stille. Nur in des Churfürsten Gemächern war ein reges Leben von hin- und hereilenden Boten. Man sagte, es gehe Wichtiges vor, die römische Partei am Hofe, die sich auch die kaiserliche nannte, trug eine stolztriumphirende Sicherheit zur Schau, die Deutschgesinnten blickten düster und verstimmt und plötzlich war es entschieden, der Churfürst hatte dem Erzherzog Ferdinand seine Stimme zugesagt zur böhmischen Königswahl. — Cardinal Albrecht in seiner Schwäche und Haltlosigkeit natürlich für reichhaltige Belohnung gleichfalls, Herzog Georg von Sachsen nicht minder und während so die bevorstehende Wahl Ferdinands, zu welcher der Churfürst selbst nach Frankfurt zu ziehen gedachte, gesichert schien und Joachim in stolzer Siegesfreude die Glückwünsche Frau Barbara's und der ganzen kaiserlichen Partei empfing, seit langer Zeit einmal wieder im Vollgefühl seiner überlegenen politischen Weisheit, kam bleich und verstört der Hauptmann von Quitzow und meldete, der Junker Georg von Minkwitz, so wie die Gräfin Steinfeder seien bei hellem lichten Tage aus dem rothen Thurm auf eine völlig unerklärliche Weise verschwunden. Noch am Mittag waren Beide ruhig in ihren Gefängnissen;

auch nicht der leiseste Verdacht eines Fluchtplanes lag bei der Einen oder dem Andern vor und als Abends der Hauptmann kam, um nachzusehen, wie das sein Amt war, da fand er den Kerkermeister mit einem furchtbaren Knebel im Munde hoch an der Wand an einem Balkenvorsprung aufgehängt, aber nicht am Halse, sondern ganz fein säuberlich unter den Armen. Der Unglückliche war trotzdem dem Tode nahe gewesen und blau und braun im Gesicht vor Athemnoth. Sein Weib und seine Dienerin lagen gebunden und geknebelt im Ehebett, der Knecht war verschwunden mitsammt den Gefangenen. Die so Mißhandelten sagten aber einmüthig aus, es seien vermummte Bewaffnete gekommen, welche sie überfallen und mit Hülfe des Knechts bewältigt hätten. Letzterer hätte dann die Schlüssel zu den Gefängnissen an sich genommen und Alles sei so still verlaufen, daß auch keine Seele aufmerksam werden konnte. Selbst die Folter erpreßte den Unglücklichen keine andere Aussage, sie waren geknebelt worden, eh sie nur den Verrath ahnten.

Der Churfürst tobte wie ein Rasender; er wußte, es war der Ritter Minkwitz selbst, der dies Wagniß ausgeführt. Ihm waren zudem gewisse Nachrichten zugekommen, daß man in Sonnenwalde plötzlich rüste wie zum sofortigen Ausbruch eines Krieges und daß die vier-

tausend Reiter, welche Minkwitz bereit hielt, in mächtigen Haufen auf Sonnenwalde zu marschirten. Daß er den Ritter tödtlich beleidigt, wußte er ebenfalls, Georg von Minkwitz war eine ihm äußerst wichtige Geißel gewesen, jetzt, jetzt hatte er plötzlich Ursache den Nickel Minkwitz zu fürchten! Und eh' er noch sich recht besonnen, da kam ein zweiter Hiobsbote: Graf Steinfeder mit seinen beiden Söhnen hatte während der Hochzeitsfeierlichkeiten mit Sack und Pack Royatz verlassen, den Grundbesitz an seine Nachbarn um ein Billiges verkauft und war nach Sachsen zum Churfürsten Johann!

Joachim stand blaß wie ein Gespenst! Steinfeder, sein Freund, sein treuester, ergebenster Freund, dem er so schnöde, so lieblos begegnet war, als sei er ein Hund, der die Hand leckt, die ihn schlägt, — Steinfeder abgefallen! Uebergegangen in das Lager seiner ärgsten, bittersten Gegner! —

Konnte denn für ihn kein einziger, frischer, freudiger Trunk mehr kommen aus dem Becher des Lebens? Mußte denn Wermuth in jedem Tropfen sein? Und war es denn nicht fürchterlich, daß diese quälende Mahnerin in seinem Innern ihm wieder zurief: „Durch Deine eigne Schuld!“ Aber nein! Und wenn die ganze Hölle gegen ihn aufstand, um so fester sollte sie Joachim Nestor finden.

Zweites Capitel.

Der Ritter Minkwitz war nicht muthlos von Berlin geschieden, sondern nur um so fester entschlossen, jetzt eiligst dem Churfürsten zuvorzukommen, einen Schlag auszuführen, der ihn lähmte in seinen Entschlüssen und seinen Projecten! Mit Windeseile, auf immer frischen bereitgehaltenen Pferden flogen er und sein Sohn nach Sonnenwalde, während die Gräfin Steinfeder von Christoph Schnecke über die sächsische Grenze geschafft wurde.

Mit jubelndem Zuruf empfing man sie in Sonnenwalde. Die kleine Stadt, von der Burg des Minkwitzers überragt und beherrscht, war nur noch ein geschäftiges Heerlager. Ganz vollgepropft von Truppen, Reitern und Fußvolk hatte man die Stadt, wie die Burg, nach allen Regeln damaliger Kriegskunst auf das Beste befestigt, ungeheure Proviant- und Munitionslager an-

gelegt, jede Vorbereitung zum Angriffs- wie zum Vertheidigungskriege getroffen und da Ritter Nickel hohen Sold und stets zu rechter Stunde zahlte, da man bei ihm lebte so lustig und frei, wie man es nur wünschen konnte, so hörte man nur fröhliches Singen und eifriges Fragen, ob es denn nun bald darauf losginge. Wenngleich nun auch Ritter Minkwitz nicht sofort bestimmte Aeußerungen auf solche Fragen machte, so fühlte man doch schnell heraus, daß seine fieberhafte, rastlose Thätigkeit auf einen nahen Losbruch deutete und nur mit sehr schwerem Herzen trennte sein Sohn sich von diesen ihm so anziehenden Kriegsvorbereitungen, um in des Vaters Auftrag zwischen diesem und Churfürst Johann den Boten zu machen.

Das Gerücht von diesen auffallenden Rüstungen des Ritters erregte sowohl zu Dresden wie Berlin die lebhaftesten Besorgnisse. Seit Joachim von Brandenburg und Georg von Sachsen sich für Ferdinand von Oesterreich entschieden hatten, war der Ritter Minkwitz nicht nur ein höchst gefährlicher Feind, sondern er trennte auch mit seiner Heeresmacht die beiden Fürsten so vollständig und war dazu eben so im Stande, Jeden von ihnen im Schach zu halten, daß mit einem Schlage der Ritter Minkwitz

eine Wichtigkeit für die Parteien erhielt, die bisher weder genügend erkannt, noch gewürdigt war.

Während man sich an den benachbarten Höfen die Köpfe zerbrach über die nächsten Schritte des Ritters, hatte Joachim dem Kaiser Meldung gemacht von der bedrohlichen Lage der Dinge, und wie immer hoffte man am kaiserlichen Hofe mit Unterhandlungen solche zu schlichten, wozu Johann von Sachsen, der Beständige, zu des Ritters bitterstem Verdrusse sich auch wiederum in seiner Friedfertigkeit bereit finden ließ. Der Bruder und Nachfolger Friedrichs des Weisen war diesem wohl ähnlich an Reinheit der Gesinnung, Treue des Charakters und edelstem Wollen, aber nicht entfernt erreichte er ihn an politischem Scharfblick und an Uebung und Erfahrung in staatsmännischer Kunst.

Der Churfürst Johann hatte des Ritters großartige Pläne sich vorlegen lassen, hatte ihre ungeheure Tragweite begriffen, Minkwitz hoffte jetzt Alles von ihm, und nun in der entscheidenden Stunde fehlte es dem Churfürsten an dem Muth zur Initiative. Tausend Bedenken meistens religiöser Natur, waren in ihm entstanden; der Kaiser war seine Obrigkeit und die Schrift sagte: „Du sollst Unterthan sein der Obrigkeit“ und „gieb dem Kaiser was des Kaisers ist.“ Für den glühenden, begeistert

für die Größe Deutschlands strebenden Minkwitz war dies Zögern, dies ewige Erwägen eine fast unerträgliche Prüfung! Es galt ja das Höchste, das Heiligste für ihn, Losreißung von Rom und Oesterreich, Unabhängigkeit der deutschen Fürsten, die Ritter, als ihre Stütze gegen Dieses und jeden andern Feind, vor Allem der Sieg des Evangeliums und eine unabhängige deutsche Kirche! O, es war ein göttlicher, schöner Gedanke und der Mann, der ihn ausgedacht, der ihn mit Ulrich von Hutten geprüft, der mit Luther und dessen Genossen am großen Werke der Reformation so tief und eingehend über diese Fragen gesprochen, der dann alle Mittel zu diesem hohen Zweck in Bewegung gesetzt und herbeigeschafft, er wußte, daß wenn er nur losschlug, wenn nur das erste Signal zu diesem Bruch mit Oesterreich ertönte, fast die ganze deutsche Ritterschaft, die Mehrzahl der Fürsten, die ganze gebildete Welt auf seiner Seite stand, ihm jubelnd zustimmte.

Aber um dies zu können, bedurfte er nicht nur der Kriegsrüstungen, des Geldes und aller materiellen Mittel, sondern zunächst galt es die moralische Macht eines bedeutenden Namens, eines einflußreichen Fürsten an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Minkwitz hatte durch Churfürst Johanns anfängliche Bedenklichkeiten besorgt

gemacht, sich an Joachim von Brandenburg gewendet und dieser hatte ihm sich auch gerade so lange geneigt gezeigt, bis er so ziemlich jede Seite des ganzen Unternehmens zu kennen dachte. Dann plötzlich entschied er sich gegen dasselbe und Minkwitz verlor so die Hoffnung, durch Joachims Beitritt die zögernde Bedächtigkeit Johanns zu überwinden.

So galt es also jetzt den Letzteren zum günstigen Entschluß zu treiben und das beste Mittel hierzu schien dem Ritter der Beginn der Feindseligkeiten, der, wie er gewiß wußte, nur erwartet wurde, um ihm zahlreiche Verbündete von Adel aus den sächsischen und brandenburgischen Landen zuzuführen. Er war überzeugt, daß Johann, sobald er Joachim in Waffen gegen Minkwitz sehe, aus der Unschlüssigkeit zu offnem Bündniß mit ihm übergehen würde.

Es mußt also jetzt der erste Schlag fallen und Minkwitz war nicht in Zweifel mit sich, wen dieser treffen solle. Er hatte dem Bischof von Lebus die „Jesabel" noch nicht heimgezahlt und in dem Bischof, dem giftigen Gegner Elisabeths, traf er Joachim, der es nicht dulden konnte und auch sicherlich nicht dulden würde, seinen getreuesten Verbündeten gegen das Evangelium gezüchtigt zu sehn.

Ein höchst erwünschter Anlaß bot sich für den Ritter bald. Die Herrschaften Beeskow und Storckow waren im Besitz eines Ritters, welcher sie von den Biebersteins gekauft hatte und hernach in Grenzstreitigkeiten mit seinen Nachbarn gerathen war. Er suchte Hülfe beim Bischof, der sie ihm versagte und auch die Mahnung des, statt des Minkwitz ernannten Landvogts blieb unbeachtet. Da wandte sich der bedrängte Ritter an den Minkwitz auf Sonnenwalde und diesem hätte nichts Angenehmeres kommen können.

Drittes Capitel.

Eine rauhe, stürmische Novembernacht war über das Kloster der Benedictinerinnen von Spandow herabgesunken, das düster und schweigend unter hohen Ulmen dalag. Außer einem gelegentlichen Hundegebell, oder dem Läuten des Klosterglöckleins drang auch kein Ton hervor aus den heiligen Mauern.

Die frommen Schwestern von Spandow erfreuten sich der besonderen Gunst des brandenburgischen Herrscherhauses, war doch des Churfürsten älteste Tochter für kurze Frist eine derselben gewesen und nur durch die Energie ihres Bruders, des Churprinzen Joachim, befreit worden, der die Zeit seiner Regentschaft, während der Vater in Worms mit tagte, dazu benutzte, Prinzessin Anna zurückzufordern und an den Herzog Albrecht von Mecklenburg zu vermählen. Vielleicht hatte der Chur-

fürst es ganz gern gesehen, daß sein Sohn auf solche Weise einen politischen Fehler seines Vaters verbesserte, denn der sonst auf seine Herrschaft so eifersüchtige Joachim hatte sich dieser Eigenmächtigkeit seines Churprinzen gegenüber völlig einverstanden gezeigt, und Prinzeß Anna vergaß dem Bruder diesen Beistand niemals.

Nur die Töchter des hohen, märkischen Adels hatten Zutritt zu diesem Kloster und da in demselben bei der kirchlichen Lauheit jener Zeit ein nichts weniger als strenger Geist herrschte, so war das Leben der frommen Damen durchaus nicht so unerträglich gewesen, wie es Bianca Steinfeder geschienen hatte. — Das hatte sich nun freilich seit den letzten zwei Jahren sehr geändert. Die neu erwählte Aebtissin war eine frühere Hofjungfer, ein Fräulein von Barnekow gewesen und man hatte sich allerlei zugeflüstert von einem vertrauten Verhältniß mit dem damals noch unvermählten Churfürsten Joachim. Da kam seine Verheiratung mit Elisabeth von Dänemark in Frage und jemehr sich die desfallsigen Verhandlungen mit dem dänischen Hofe günstig anließen, um so bleicher war die Hofjungfer geworden. Bald darauf schied sie vom Hofe, um in das Kloster zu Spandow zu treten und der Schmerz ihres mit aufrichtiger Liebe für Joachim erfüllten Herzens wurde übertäubt durch den bitteren

Zorn auf ihn, der rücksichtslos und ohne Schonung die Geliebte, deren er müde geworden, aufgab und durch den Haß gegen die Frau, um derentwillen sie alles verloren, was für sie Werth gehabt.

Agnes von Barnekow war längst vergessen; — da wählte man sie zur Aebtissin und in dieser Eigenschaft sah sie den Churfürsten zuerst wieder, als sie kam ihm zu huldigen. — Joachim I. schien geneigt zu vergüten, was er an dem Herzen dieser Frau gesündigt hatte, er beehrte sie mit großer Auszeichnung, klagte ihr mit überströmender Bitterkeit, wie durch die Verderbtheit der Geistlichkeit auch der Laienstand glaubenslos geworden, wie nur dadurch Luther solche Erfolge habe, wie die Churfürstin mit der neuen Lehre liebäugele und ermahnte sie in Spandow die alte strenge Ordensregel wieder einzurichten und mit aller Macht dort ein wahrhaft kirchliches Wesen wieder herzustellen und ihrem Landesherrn und Freund auf diese Art zu helfen, daß der Ketzerei gesteuert werde. — Die Aebtissin war seit langen, langen Jahren nicht so glücklich gewesen wie an jenem Tage und von der Stunde an kehrte in Spandow ein Geist ein, der die Nonnen mit Schrecken und Entsetzen erfüllte. — Der bisherige Beichtvater mußte einem strengen Eiferer Platz machen, — alles was an das bisherige

weltliche Treiben erinnerte wurde verbannt, — es gab nichts mehr im Kloster als Gebet und Buße, Kasteiung und Enthaltsamkeit. Hatten die guten Nonnen bisjetzt nur mitleidig gelächelt über den Wittenberger Mönch, der gewiß demnächst wie Huß die verdiente Strafe erhielt, so wurde das jetzt plötzlich anders. — Eine tiefe Unzufriedenheit griff Platz unter ihnen, sie hatten doch bisher gewiß auch ein gottgefällig Leben geführt, warum sollte das jetzt anders werden und was sollte es nützen? Das Mißbehagen war allgemein, jede der Nonnen grübelte über Dinge, die ihr bisher nie in den Sinn gekommen waren, man sprach heimlich seine Ansichten darüber aus, man erfuhr — Gott wußte wie — daß Luther allen Mönchen, allen Nonnen gebot zurückzukehren in das Leben und zum Menschendasein, die nicht in sich den Beruf für das Kloster unabweislich fühlten.

Da plötzlich wurde durch bewaffnete Reiter eine neue Novize gebracht; es war Bianca von Steinfeder und trotz aller Vorsicht der Aebtissin wurde es bald im Kloster ruchbar, welche Bewandtniß es mit derselben hatte. Neugier und Mitleid verbündeten bald alle Nonnen mit ihr und was Bianca Steinfeder in ihrer furchtbaren Aufregung ihnen mit glühenden Augen und Wangen verkündete, wenn sie, statt in ihren Zellen zu

bleiben, heimlich und auf nackten Sohlen zu ihr schlichen, das war wie der Funke, der in das Stroh fällt. — Bianca predigte die reine, unverfälschte Ketzerei und jetzt in ihrer Seelennoth, verlassen von Allen, gefangen, einem lebendigen Tode verfallen, in höchster Angst um die Eltern, jetzt plötzlich wurde erst dem Mädchen der Geist dieser neuen Lehre klar und da sie eine Befreiung aus geistiger Knechtschaft war, so klammerte sie sich jetzt mit der Energie der Verzweiflung an ihr fest. — Dazu erzählte sie den athemlos horchenden Nonnen von ihrem Leben am Hofe, von der politischen Situation, die sie aus tausend angehörten und damals kaum beachteten Unterhaltungen kannte, von dem Zauber des Mannes in Wittenberg, der sie Alle zu dem Beruf, den die Natur dem Weibe gegeben und den Pflichten gegen die Menschheit rief. Eine mühsam unterdrückte Aufregung bemächtigte sich fast aller dieser Frauen, wie das stille Kloster sie nie gekannt und bald hatte Bianca Mittel gefunden, durch Briefe den Churprinzen um Rettung anzuflehen.

Warum wendete sie sich zuerst und nur an ihn? War es, daß sie von seiner Liebe, die sie gleichwohl nicht erwiderte, wie der Churprinz dieses hoffte, die Anstrengungen erwartete, die es kosten würde sie zu be-

freien, war es, daß sie eben nur an ihn dachte, als an den Mächtigsten ihrer Freunde? Jedenfalls war sie des Erfolges sicher und mit Schmerz und Verzweiflung ohne Grenzen sah sie einen Tag nach dem andern vergehen, ehe ihr Nachricht wieder zukam. Unterdeß hatte sie unter den Nonnen zwei Verbündete gefunden und, in Ermangelung der Hülfe des Churprinzen, beschlossen die Drei die Flucht allein zu wagen, die keinenfalls unmöglich war, da man trotz der strengen Klosterzucht beinah nur der Form wegen noch die Thore verschloß und verriegelte, denn, wenn man auch hörte, daß in andern Ländern Nonnen und Mönche in Schaaren die Klöster verließen, in den Marken, gar im Kloster zu Spandow, hatte man noch nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, daß ein Gleiches auch hier bevorstehen könne.

Es war sehr leicht das Kloster zu verlassen, das stand fest, aber damit war nichts gewonnen, denn wohin sollte man flüchten, wo sich verbergen vor den Verfolgern, die unzweifelhaft sofort ihren Spuren nachsetzten? Bianca Steinfeder verging fast vor fieberhafter Unruhe; sie wurde bleich wie ein Gespenst, mager und hinfällig, als sei sie von schwerer Krankheit genesen. Die Aebtissin war so mit der Reform des Klosters beschäftigt, daß sie anfangs der neuen Novize wenig Arg hatte, aber sie

mußte doch später bemerken, daß der Einfluß derselben auf die Nonnen kein erwünschter sei, denn sie beschloß plötzlich auch für Bianca strengere Clausur einzuführen und damit war dem unglücklichen Mädchen jede Gelegenheit genommen mit ihren Verbündeten zu verkehren und die Mittel zur Flucht vorzubereiten.

Endlich — o, der Wonne, — erschien eines Tages Bianca's Bruder, der treue Jürgen und begehrte die Novize zu sprechen, was ihm auch unter Aufsicht einer Nonne und durch das Sprachgitter gestattet wurde. Bianca war fast wahnsinnig vor Freude und Aufregung. Wie erschrak sie aber, als sie, statt des Bruders, den Junker von Itzenplitz, den Vertrauten des Churprinzen erkannte, der ihr mit einem Wink sofort Schweigen gebot. Sie hätte auch nicht reden können, ihr Herz klopfte wie ein Hammer und es bedurfte aller ihrer Kraft sich nicht zu verrathen. Der vorgebliche Bruder Jürgen theilte ihr mit, daß der Vater frei, die Ahne todt sei, daß sie den Vater begleitet hätten nach Royatz und daß er nur um einiger Geldgeschäfte willen einen Tag in Berlin geweilt habe. Nicht ein Wort erfuhr Bianca von des Vaters Plänen, von seinem Bruch mit dem Churfürsten und von der Mutter; nur, daß sie noch gefangen sitze, aber ganz leise und unmerklich schob

sich ein langer Streifen zusammengelegtes Papier durch das Gitter. Bianca war schon geübt in der Kunst der Verstellung. Sie sprach ruhig weiter, obgleich ihr der Athem stockte vor dem ungestümen Klopfen ihres Herzens, ihrer Schläfen.

In der heutigen Nacht war Neumond und die schweren Wolken, die am Himmel hinflogen, gepeitscht durch den Sturmwind, gestatteten auch nicht einem einzigen Stern herabzusehen auf das Kloster zu Spandow. Es war ein recht erwünschtes Wetter für die drei Nonnen, die gegen ein Uhr Nachts auf nackten Füßen durch die Gänge schlichen, in der Waschküche des Klosters ein Thürchen benutzten und von da in den Garten gelangten. Alles war so glatt, so ohne Aufenthalt abgegangen, es hatte so gar keine sehr große List oder Vorbereitung gefordert! Jetzt waren sie so gut wie geborgen, denn an der Mauer im fernsten Winkel des Gartens hielt, genau wie es der Churprinz eingeleitet, ein kräftiger Mann eine Strickleiter bereit und draußen sollte Bianca dann um nichts mehr Sorge haben.

Der Mann an der Mauer lauschte in die Nacht hinein; mit dem Schlage Eins sollte die Flüchtige aus dem Kloster kommen, es hatte eben geschlagen und — richtig! Da nahte Etwas.

Sie war es, der Mann hörte die Stimme einer vor Angst bebenden Frau das Signal geben. Er antwortete. Aber er fuhr heftig zusammen und richtete sich fluchtbereit auf, da waren drei Gestalten, nicht Eine!

„Seid Ihr fertig — seid Ihr da?“ fragte Bianca Steinfeder keuchend vor Herzensangst.

Aber im Nu war der Mann oben auf der Mauer und flüsterte hinab: „Verrath! Verrath!“

Eine andere Stimme, Bianca kannte sie und jauchzte laut auf, antwortete zurück: „Höll’ und Teufel, das kann nicht sein.“ Aber sie rief schon alle Gefahr vergessend: „Helft Herr, eilt Euch, eilt! Ich bin nicht allein, ich habe zwei Gefährtinnen!“

„Was sollen wir denn damit?“ murrte die Stimme des Churprinzen zurück, aber da galt kein Fragen und Zögern, binnen wenigen Minuten war die Mauer von den Nonnen überstiegen und vor ihnen hielten drei Männer mit vier Pferden, von denen das eine einen Damensattel trug.

Es gab ein rasches Fragen, ein fröhliches, fast etwas höhnisches Gelächter und dann wies die strenge Stimme des Churprinzen die lachenden Begleiter zur Ruhe.

„Bredow, Du nimmst die Eine und Ihr, Itzenplitz, nehmt die Andere aufs Pferd und bei Eurer Ritterehre,

Ihr betragt Euch wie es diese vorschreibt! — Sitzt Ihr im Sattel, Bianca? fort denn! fort!“ befahl er.

Und anfangs ruhig, dann in immer rascherem Tempo flog der Zug über die Haide dahin.

„Wohin bringt Ihr mich, gnädigster Herr?“ fragte Bianca nach einem langen Stillschweigen, sie hatte nur flüchtig, nur im ersten Augenblick ihrem Retter gedankt.

„Ich führe Euch in ein einsam Waldeshaus, mein Lieb, es heißt Gnadewitz und wohnt nur ein Förster dort mit seinem Weib, alte Leute, die mir ergeben sind mit Leib und Leben,“ antwortete der Churprinz zärtlich und versuchte es seinen Arm um Bianca's Taille zu legen, indem er sein Pferd dicht neben das ihrige lenkte.

Sie vermied durch einen Gertenschlag auf den Hals ihres Pferdes diese Zärtlichkeit. Ein eisiger Schrecken beklemmte, schon seit sie dem Churprinzen gefolgt war, ihr Herz. Sie wußte selbst nicht warum, aber es war ihr, als habe sie plötzlich ihm Rechte über sich gegeben, die sie mit unbestimmter, aber unabweisbarer Furcht erfüllten.

„Und wann bringt Ihr mich zum Vater, mein durchlauchtiger Herr?“ fragte sie bang.

„Zum Vater? Daß er Euch sofort zurückschickte?“ rief der Churprinz und erzählte Bianca kurz die kleine

Scene, die er mit dem Grafen gehabt. Die Pferde mußten scharf ausgreifen, der Tag dämmerte schon herauf.

„Aber wohin soll ich denn? Ich habe nie anders gedacht, als nach Royatz, die Ahne ist todt und ich will den Vater auf den Knien bitten!" sagte Bianca mit tiefem Schrecken.

„Wo ist denn anders Euer Platz, mein süßes, holdes Lieb, als an meinem Herzen?" erwiderte der Churprinz vorwurfsvoll sie ansehend und mit Schrecken gewahrend, wie bleich und verkümmert Bianca aussah.

„Bei Euch kann ich nicht bleiben, Herr, das wißt Ihr wohl!" brach Bianca in zorniger Angst aus. „Ihr seid ein verheiratheter Mann und an Eurem Herzen ist kein Platz für mich. Ich bin keine Ehebrecherin!"

„Bianca!?" schrie der Churprinz fast auf. Dann aber faßte er sich und sagte wieder sanft und herzlich: „Wir wollen jetzt nicht reden, liebes Herz, Ihr seid krank, matt und aufgeregt. Seht, da liegt der Wald von Gnadewitz und in einer Viertelstunde sind wir unter Dach, da soll mein süßes Lieb erst ausruhen und tüchtig schlafen. Seht Euch einmal um, liebes Kind, hier sucht Euch keine Seele! Dort überall ist tiefes, grundloses

Moor, nur des Weges Kundige können hier zur Nachtzeit reiten, Fremde verfehlen sogar oft bei Tage den Weg und müssen elend umkommen. Schaut, der Himmel röthet sich, wir haben einen starken Ritt gehabt, und nun sollen sich meines Liebchens Wangen auch röthen und es soll seinen getreuen Ritter einmal freundlich ansehen und ihm die Lippen bieten zum süßen Dank."

„Herr, Herr, um Gott, wenn es Euer Ernst ist und Ihr meint aus mir eine Sünderin zu machen, bei Gott! ich sprenge zurück und erslicke lieber im grundlosen Moor!" schrie Bianca auf und riß ihr Pferd herum, die Drohung auszuführen.

Aber der Churprinz fiel ihr in den Zügel. Jetzt loderten auch seine Augen im Zorn. „Bianca!" rief er drohend.

Sie sahen sich Beide in die Augen. Voll Zorn und Angst sie, er voll Liebe und Schrecken.

„Ich will Euch nicht folgen, ich will zum Vater!" rief sie weinend.

Ihre Thränen rührten ihn.

„Kommt mit, Kind, Ihr seid eine Thörin! Seht, dort warten schon Eure Gefährtinnen Eurer, was soll ich nur mit den verlaufenen Nönnlein machen?" Damit führte er Bianca's Pferd am Zügel auf den freien

Platz vor einem einsamen, schilfgedeckten Waldhause, wo seine Begleiter ihn schon erwarteten.

„Was wird die fromme Aebtissin Agnes sagen," lachte der Eine — der Herr von Itzenplitz — „wenn sie jetzt unsern Brief erhält? Es war ein göttlicher Gedanke, Bredow, daß wir ihr mit Hühnerblut schrieben, dies seien die ersten von ihrer Heerde, die nächste würde der gewisse Jemand sie selber sein lassen, um sie dem Großtürken zu überliefern. O, die arme Seele! — Und gerade ihr, der angehenden Heiligen, muß es passiren, daß ihr drei Schäflein auf einmal in die Irre laufen!"

„Ich wette, sie sagt kein Wort, denn ihr liegt Alles an dem Ruf der Heiligkeit ihres Klosters. Mich soll es gar nicht Wunder nehmen, wenn es heißt, im Kloster Spandow seien zwei Schwestern und eine Novize an den Blattern gestorben!" Die Ritter lachten laut auf vor Vergnügen und die beiden Gefährtinnen Bianca's dankten Gott, als diese ankam und der Churprinz sie ins Haus führte.

Bianca Steinfeder fühlte sich in einer Stimmung, die ihr viel qualvoller erschien, als die Stille und Einförmigkeit des Klosters und ein heißes Sehnen zurück nach ihrer Zelle überfiel sie, neben dieser Angst vor den Folgen ihres kühnen Schrittes und der Reue sich dem

Churprinzen anvertraut zu haben. Seine Begleiter, die sie eben noch lustig spottend hatte lachen hören, empfingen sie am Ziel ihres Rittes mit äußerster Höflichkeit, aber als der Churprinz sie nun Beide zur Seite schob, um Bianca selbst aus dem Sattel zu heben, da sah sie die Blicke der Herren sich verstohlen kreuzen mit einem Ausdruck, der ihr das Blut jäh zum Kopfe trieb. Nie zuvor hatte sie Männer so lächeln sehn, aber sie begriff die Bedeutung dieses Lächelns vollkommen und als sie nun mit einem Schwunge sogleich auf die Schwelle des Försterhauses sich gehoben fühlte, da konnte sie nichts empfinden, als die glühende, peinlichste Scham. Diese Männer dachten unehrerbietig von ihr, von Bianca Steinfeder! Und warum? Weil sie sich dem Churprinzen anvertraut hatte, weil sie in ihren Augen eine flüchtige Nonne, ein leichtfertiges Geschöpf, die Geliebte des Churprinzen war!

Ganz vernichtet von diesem Gedanken schien es ihr, als wollten ihre Glieder ihr den Dienst versagen.

Ihr Befreier trug sie mehr, als daß er sie führte, in die niedrige, enge Stube, welche neben dem weiten Vorraum des scheunenartig gebauten Hauses lag und welche sogar den Luxus ordentlicher Glasfenster entbehrte. Dagegen lagen auf den rohen Holztischen schwere purpurrothe Sammetdecken, Polster auf den Bänken. Den

Fußboden bedeckte eine Binsenmatte und auf einem Bette, welches fast die Hälfte der Stube einnahm, lagen Kleider von dunklen Stoffen und bürgerlichem Schnitt, bestimmt der Flüchtigen als angemessene Verkleidung zu dienen. Alles das hatte Bianca mit einem Blick überflogen.

Dann sank sie matt und hilflos auf einen Sitz. „Verlaßt mich, gnädigster Herr," bat sie mit bebenden Lippen, „ich bitte Euch inständig, gewährt mir eine kurze Frist zu ruhen und mich zu besinnen."

„Arme, liebe Kleine!" sagte zärtlich der Churprinz, „wie furchtbar verändert und bleich Ihr ausseht! Ja, Ihr sollt Ruhe und Schlaf haben, legt Euch nieder und laßt Eure Gefährtinnen Euch bedienen."

„Ach, nein, Herr! Bitte laßt sie fort, ich schmachte nach Einsamkeit, nach Alleinsein!" entgegnete matt Bianca.

„Wohl! Ihr sollt nur befehlen dürfen, meine Herrin," stimmte der Churprinz mit gütigem Lächeln ihr zu. „Schlaft sanft, meine holde Bianca, ich bewache Euren Schlaf und wenn Ihr gestärkt seid, blickt Ihr auch wieder gnädig und lächelnd auf mich, nicht so?"

Sie barg in die Hände das von Neuem erglühte Antlitz und Thränen der bittersten Scham drängten sich durch ihre Finger.

„O, Gott, Herr, Ihr denkt schlimm von mir," schluchzte sie ganz fassungslos.

„Bianca! Meine Seele, mein Herzensglück, sprecht nicht so, glaubt nicht solch' thöricht Zeug! Ich liebe Euch, Ihr wißt es längst, und ich kann nicht sagen wie sehr und wie ich glücklich bin Euch befreit zu haben!" rief der Churprinz mit großer Wärme, aber sein Versuch Bianca zu umarmen war vergeblich. Sie besann sich schnell, daß jetzt jede Erörterung umsonst sein würde. Er sah ihr die völlige Erschöpfung an und ging, nach einem zärtlichen Kuß auf ihre Hände, hinaus und sie sank wie ohnmächtig auf das Lager und fiel sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf, der viele Stunden währte.

Als sie erwachte war es längst Mittag vorüber und der kurze Wintertag neigte sich schon nieder. Im Forsthause war es lautlos still und der öde, winterliche Eindruck, den sie in der Frühe empfangen, machte jetzt, wo sie sich doch gestärkt und muthiger fühlte, einer angenehmeren Ansicht von der Lage dieses Hauses Platz. Tannenwald stieß bis fast auf wenige Schritte an dasselbe und die grüne ernste Farbe der Bäume that Bianca wohl und erinnerte sie an den Wald von Royatz. Hier wäre sie versteckt und geborgen wie sie es nur wünschen konnte, wenn nur der Churprinz sie verlassen, ihrem

Vater Nachricht geben wollte. Langsam ordnete sie ihr Haar, legte das Nonnengewand ab und kleidete sich in das dunkelblaue Tuchkleid, welches auf dem Bette lag. Bianca Steinfeder liebte den Churprinzen nicht, das war ihr jetzt klarer wie je zuvor, aber obgleich sie ihn im Gegentheil eher fürchtete und mit Thränen in den Augen sehnsüchtig an Royatz und die Mutter dachte, so lag doch die weibliche Gefallsucht, diese Erbsünde, ihr so sehr im Blut, daß sie trotz aller Abneigung gegen das Liebeswerben des Churprinzen sich sehr sorgfältig kleidete und förmlich entzückt vor sich hinlächelte, als sie jedes Theilchen eines Frauenanzuges sorgfältig bedacht fand und sogar die kleidsame, weiße Halskrause nicht fehlte, über welche ihr langes Lockenhaar zum ersten Male seit so viel Wochen wieder frei herabwallte. Ein Spiegel war in diesem Waldhause ein ganz unbekannter Luxus, aber obgleich sie ihn vermißte, so wußte sie doch, sie war wieder die schöne Bianca Steinfeder und verächtlich warf sie das unkleidsame Nonnengewand in einen Winkel des Stübchens. Sie war sich plötzlich wieder ihrer Macht über den Churprinzen bewußt geworden und bildete sich ein, sie dürfe dieselbe nur wirken lassen, so werde er ihr auch den Willen thun und sie frei geben.

Dann ging sie hinaus nach den Gefährtinnen zu

sehn, die Luft der Freiheit machte sich schon fühlbar und es verlangte sie nach Gesellschaft und Mittheilung. Draußen auf dem Herde flackerte ein helles Feuer und eine ältliche Frau war daran beschäftigt das Abendbrod zu kochen. Ihr Mann, der Förster, saß, einen Holzlöffel schnitzend, neben ihr und zwei weißbunte Katzen spielten zu beider Füßen. Es war ein Bild friedlichen Behagens. Als die alten Leute die Thür gehen hörten, blickten sie auf und, ihren jungen Gast mit ernstem, mißtrauischem Ausdruck musternd, sagten sie kein Wort, ja sie erwiderten Bianca's Gruß nur unfreundlich.

„Wo sind meine Begleiterinnen?" fragte die junge Gräfin, gereizt von solchem Begegnen und aller Stolz auf ihren Rang klang durch die Frage.

„Weggefahren," antwortete einsilbig der Förster.

„Wie? fort? Wohin? Mein Gott und warum nahm man mich nicht mit?" rief Bianca tief erschreckt.

Die Leute sahen sie verwundert an. Es war klar, sie glaubten Bianca wolle sie täuschen und die geheime Geringschätzung, die sie gegen ihres geliebten Herrn Favorite empfanden, zeigte sich jetzt ziemlich unverhüllt.

Außer sich vor Entsetzen und Empörung erfuhr das junge Mädchen, daß die beiden andern Nonnen auf ihre Bitte sofort weiter gebracht seien und daß die

Ritter sie geleitet hätten. Nur der Churprinz war noch da und sein mit der Ausstattung für Bianca vorangesandter Diener, beide jetzt nur für kurze Frist in den Wald gegangen, um zu sehn, ob nicht ein Wild ihnen in den Weg laufe.

Noch als die Försterleute diesen Bericht in einer wortkargen Verdrossenheit gaben, die Bianca in eine leidenschaftliche Empörung versetzte, trat der Churprinz in das Haus, bedeckt mit Schneeflocken, den ersten des Jahres, die seit der letzten Stunde in reichlicher Menge fielen. Er sah mit unverhohlenem Entzücken das schöne Mädchen an, dessen angstvolles Zurückbeben er für holde Schüchternheit und Jungfräulichkeit hielt.

„Kommt hier herein, durchlauchtiger Herr,“ bat Bianca, ich habe viel mit Euch zu reden!“

„Wie ich mit Euch, edles Fräulein!“ hatte der Churprinz geantwortet und wenige Augenblicke später trat er zu ihr ein.

Sie erwartete ihn stehend und mit zorniger Kälte und als er nun mit dem stolzen und doch so unsäglich glücklichen Blicke vor sie hintrat, da überschüttete sie ihn mit Vorwürfen und Klagen und erst jetzt wurde der junge Fürst inne, daß er sich in Bianca völlig verrechnet hatte. Aber er liebte sie, sein Herz und noch

mehr sein ganzer Mannesstolz empörte sich gegen den Gedanken, daß dies schöne Mädchen nur sein Spiel mit ihm getrieben, in ihm nur das sicherste Mittel gesehen habe ihrem Kloster zu entfliehen.

Und das sollte er, der Churprinz von Brandenburg, er, dessen ganze Seele an diesem Mädchen hing, sich sagen lassen? Wie ein dummer Schulbube, ein eitler Narr sollte er vor ihr stehn?

Bianca hatte den Churprinzen stets nur gütig und liebevoll gesehn, sie erschrak vor dem Zornesblitz, der jetzt aus seinen Augen sprühte.

„Und Ihr dachtet also wahrlich ich sei solch' ein Narr, dem Ihr bieten könnt was Ihr mir zu bieten versucht, schöne Gräfin!" versetzte er endlich mit eisiger Ruhe auf ihre Reden. „Es thut mir leid, daß Ihr Euch in mir sehr verrechnet habt, Bianca Steinfeder, oder, daß Eure Laune eine so schlechte ist! Ich bitte Euch für heute nur eins bedenken zu wollen — dies: daß auch die wahrste Liebe, die völligste Hingebung, wie ich sie Euch entgegentrug, gegen ein Verhalten wie das Eure nicht Stich hält. Fragt Euch geneigtest selbst, Gräfin, ob ein Weib, selbst in Eurer Bedrängniß, einen Mann zum Befreier und Retter sich wählt, mit freiem Willen wählt, von dem es weiß, er liebt es mit jedem

Schlag seines Herzens, wenn es für diesen Mann keine Gegenliebe fühlt?"

Ach, was der Churprinz sagte, hatte ihr eigenes Gefühl ihr schon genugsam vorgeworfen. Und nun, seine Liebe wollte, durfte sie nicht annehmen; aber seinen Zorn, seine Verachtung konnte sie noch weniger ertragen.

Sie fühlte plötzlich mit schneidender Schärfe, daß sie die Liebe des Churprinzen nie zurückgewiesen, ja, dieselbe durch tausend kleine Coquetterien genährt und gefördert hatte. Es war ihr nie eingefallen, daß diese Liebe mit Forderungen an sie herantreten könne und werde; erst als die Mutter sie aufmerksam gemacht auf das Unrecht, eines verheirateten Mannes Liebesgeplauder und Liebeswerben zu dulden, erst da war ihr bewußt geworden, daß es Sünde sei von ihr, und ihr Gewissen, wie auch der ächte, edle Frauenstolz, der trotz ihrer Gefallsucht in ihr lag, hatten sie scharf dafür gestraft. Dann war bald darauf schon jene Catastrophe gekommen, die sie vom Hofe in das Kloster führte und hier hatte sie Alles vergessen, was ihr hätte Bedenken erwecken können, in dem heißen Sehnen nach Freiheit. Und nun war sie gegen ihren Retter so undankbar, so ungerecht gewesen, sie fühlte es selbst.

„O, Herr, vergebt mir, vergebt! Ich bin sinnlos

vor Angst und Scham!" rief sie plötzlich in einen Thränenstrom ausbrechend aus. „Ach, meine ganze Seele sollte Euch danken und thäte es auch, mein durchlauchtiger Herr, wenn Ihr Euch genügen lassen wolltet an meinem heißen, ewigen Dank! Aber Ihr wollt Liebe und ich darf Euch ja nicht lieben, Ihr seid ja ein Ehemann und ich wäre ja eine elende Sünderin, vor Gott und vor der Welt eine Ehrlose, wenn ich es thäte. O, lieber Herr, es hat mir so viel Freude, es hat mich so stolz gemacht, daß Ihr mich schön fandet und mich so ehrtet vor dem Hofe und ich hab' Euch so gern, aber der Minkwitz — der Junker Georg ist mein Freier und — —"

Sie war lieblicher als je zuvor, der Churprinz sah sie ernst und kalt an, aber sein Herz wußte nichts davon und schlug hoch auf vor Liebe und Entzücken. Da nannte sie Georg von Minkwitz ihren Freier!

„Georg? der Junker? Bianca, sagt, daß Ihr lügt, es kann nicht wahr sein, es ist nicht möglich, er weiß ja, daß ich Euch liebe und er hätte es ja nimmer geduldet, daß Ihr ihm entrissen wurdet, wenn er Euch liebte! Er hätte, o Bianca, es ist nicht wahr, Ihr spottet meiner!" rief der Churprinz.

Sie starrte ihn bleich und athemlos an. Mit

einem einzigen Schlage stand es ihr plötzlich klar vor der Seele, daß Georg nicht sie liebte, sondern — — — jetzt fiel es ihr wie Schuppen von den Augen — die Prinzessin Elisabeth!

Aber die war ja des Herzog Erich Weib! Ja! Aber nun fielen Bianca die bleichen Wangen, die trüben Augen, das Flüstern des Hofgesindes ein! Sie stand wie erstarrt.

„Herr Gott, Bianca, Ihr liebtet den Junker?" schrie der Churprinz auf.

Sie schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht, es war ihr, als habe sie bisher im wachen Schlaf gelebt und werde jetzt geweckt!

In den wenigen Minuten wurde sie um Jahre älter, wenigstens reifer.

„Bianca, sprich," donnerte der Churprinz sie außer sich vor Wuth und Eifersucht an, „sprich, liebst Du den Junker?"

Ja, sie liebte ihn! Aber war denn das Liebe? Sie hatte gedacht ihn heiraten zu sollen und er gefiel ihr wie kein Anderer, bis der Churprinz erschien und ihr eben so gut gefiel, aber Liebe? war es Liebe? Sie war so fassungslos und so verwirrt, daß er Mitleid mit ihr fühlte.

„Nein, meine Bianca, Du liebst ihn nicht,“ bat er zärtlich. „Dein Herz schlug nicht nach ihm, als Du im Kloster warst, Du riefest nicht ihn, und sehntest Dich nicht nach ihm!“

Das war Alles richtig. Sie sah ihn ganz fremd und betroffen an. Sie hatte ja nicht nach Minkwitz verlangt, sondern nach dem Churprinzen; ihn hatte sie ersehnt, ihn gerufen! Es war eine völlige Unklarheit und Verwirrung über sie gekommen, nur das eine stand fest und das sagte sie auch fast träumerisch:

„Ihr seid ja vermählt, ich darf Euch ja nicht lieben!“

Er erhob sich. Ungestüm trat er vor sie hin und rief: „Vermählt? ja! aber laß mich Dir sagen, Bianca, was eine Ehe wie die meinige ist.“ Und nun strömte sein Herz über und mit der Beredsamkeit des tiefsten Unglücks schilderte er ihr seine Ehe mit Magdalene und sein liebeleeres Leben. Er sagte ihr, mit dem Ausdruck unverkennbarer Wahrheit, daß er die Liebe nie vermißt habe, weil er sie nie gekannt, bis er sie, Bianca, gesehn! Alles was ein Herz voll Jugend und Sehnsucht nach Glück empfinden kann in solcher Lage, das hatte er erlebt und in sich niedergekämpft, jetzt aber konnte und wollte er das nicht weiter. „O, Bianca, was kann

Dich hindern Deinem Herzen zu folgen, mein süßes, holdes Mädchen," rief er in glühender Aufregung. „Du liebst mich, Du weißt es selbst nur nicht, oder Du meinst es sei Sünde und willst es nicht wissen! Ach, Kind, würde Gott es zugelassen haben, daß Du mein wurdest, mein durch die Ahnung Deines Herzens, die Dich in die Arme dessen trieb, der sein Leben hingäbe für Dich? Was schadet es der Churprinzessin Magdalene, wenn Du Deinem Herzen folgst, Geliebte? Sie verlangt keine Liebe von mir und giebt mir keine. Die Politik hat uns zusammengeknüpft, vor der Welt gehören wir zu einander, aber unsere Herzen sind weiter auseinander, als Himmel und Erde. Was würde die Churprinzessin danach fragen, ob wir uns lieben, selbst wenn sie es wüßte? Sie weiß es nicht, wird es nie erfahren, Du raubst ihr nichts, auf das sie Anspruch machen könnte oder wollte, aber Du giebst einem Herzen, in das kein Freudenstrahl fiel seit der Kindheit Tagen, ungemessene Seligkeit!"

In diesem Tone ging das fort, Alles was die Sophistik des Herzens vorzubringen vermag für diese angeblichen Rechte desselben, das trug Joachim, in der leidenschaftlichen Aufregung schöner und liebenswürdiger

wie je, Bianca Steinfeder vor und die Aufrichtigkeit der Schilderung seines trostlos einsamen Herzens, das ganz erfüllt war von der Sehnsucht nach Glück, machte einen tiefen Eindruck auf das junge Mädchen.

Es war ihr rührend, daß er sie so liebte, es schmeichelte ihr, daß er von ihr allein das Glück seines Lebens forderte, und er überzeugte sie beinah schon, daß auch sie ihn liebe. Nur der eine Einwand kam ihr immer wieder, er war vermählt und es war Sünde ihn zu lieben. Die Mutter Bianca's hatte ihrem Kinde nicht nur die Gebote Gottes zur unabweislichen Richtschnur in's Herz gegeben, sondern in demselben auch die strengste Gewissenhaftigkeit, ein unbeirrbares Rechtsbedürfniß geweckt und befestigt. Aber diese zärtlichen, glühenden Liebesbetheuerungen, die gleichwohl von der männlichsten Selbstbeherrschung zeugten, verfehlten ihren Eindruck nicht und der Churprinz sah es nur zu gut, daß er dem Siege nahe war. Da schlugen die Hunde draußen ein furchtbares Gebell und Geheul an und gleich darauf hörte man ein lautes Halloh und Fluchen. Es war der Herr von Itzenplitz, der mit einem Boten, welchen er unterwegs getroffen, zurückkam. Er meldete, die Frauenzimmer seien unter dem Schutze Bredow's nach Schwerin unterwegs, wo sie ein Unterkommen wußten,

hier aber bringe er leider eine Hiobspost für den Herrn Churprinzen.

Der Bote wurde erst jetzt in den Schein des Lichtes geschoben und sah erst jetzt jene Frau, die erschreckt und bleich neben dem Churprinzen stand, als gehöre sie zu ihm.

Ein dumpfer Aufschrei brach aus seiner Brust hervor und zur selben Zeit stürzte Bianca mit einem Freudenschrei auf ihn zu: „Buchholtzer, mein Gott, Buchholtzer! Woher kommt Ihr?“

Erstaunt hatte der Churprinz gesehen, wie der Bote, ihm völlig unbekannt, ein bleicher, hohläugig aussehender, noch junger Mann, mit einem Schütteln, als sei er im Fieber, von Bianca zurückwich.

Sie kümmerte sich nicht darum, beachtete es gar nicht, wie sie immer gewohnt war nur sich und ihre Interessen zu beachten. „Es ist unser Caplan, der Buchholtzer, des Luther's Schüler, Durchlauchtiger Herr!“ rief sie lebhaft.

Jetzt ahnte der Churprinz schon das Unheil. Buchholtzer kam im Auftrage der Churfürstin, ihren Sohn, von dessen Thun und Aufenthalt die hohe Frau keine Ahnung hatte, aufzusuchen bis er ihn fände! Man hatte Nachricht erhalten, daß der Churfürst gegen seine Ge-

mahlin das Aeußerste beschlossen habe; die Freunde und selbst die Verwandten bestürmten die hohe Frau zu flüchten, da ihr Leben in Gefahr schien und Churfürst Johann hatte der Bedrängten eine Zuflucht angeboten. Sie verlangte eilig und dringend den Churprinzen zu sprechen und nach den Vorfällen der letzten Zeit war ihre Lage auch jetzt völlig unhaltbar. Dazu hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Minkwitz gegen den Churfürsten aufbrechen werde, der Churprinz war der Einzige, der mit dem Ritter unterhandeln konnte, um ihn von diesem Unternehmen abzubringen.

Der Churprinz mußte sofort zu Pferde und so peinlich ihm dies auch war, so schien es seinen Wünschen doch nur förderlich, denn Bianca saß bleich und fassungslos da und war so erschüttert, wie er sie noch nie gesehn. Sein Herz jauchzte hoch auf. Jetzt wußte er, daß sie ihn liebte.

„Ich komme so schnell ich kann zurück, meine Geliebte," flüsterte er ihr zärtlich zu, „sorge Dich nicht, Du bist hier so sicher wie in meinen eignen Armen. Gedulde Dich nur wenige Tage, dann bin ich ganz Dein und bringe Dich weiter nach Schloß Branitz, dort laß ich Dir eine Wohnung bereiten, die Deiner würdig ist. Er küßte sie innig, zum ersten Male seit er sie kannte.

Sie ließ es, wie betäubt, geschehen und Buchholtzer sah es.

Als der Churprinz fort war, nachdem er dem Förster noch tausend Befehle zu Bianca's Schutz und Behagen gegeben und nachdem er seinem Diener befohlen, bei ihr zu bleiben, saß sie noch immer stumm und starr. Sie hatte gar nicht auf Buchholtzer geachtet, da, in der wilden Unruhe des sofortigen Aufbruchs war sie zu ihm getreten, um mit ihm zu reden, nach Berlin, nach der Mutter zu fragen, von der man seit ihrer Flucht, die sie vom Churprinzen erfahren, nichts gehört. Sie wollte ihm sagen: „Rettet mich, Buchholtzer.“ Wohin? wußte sie freilich selbst nicht und sie fürchtete sich vor diesem Manne, von dem sie wußte, er liebte sie nicht minder wie der Churprinz. Endlich wagte sie es dennoch sich ihm zu nähern, aber Buchholtzer hatte sie mit zorn=glühenden Augen angesehen! „Eure arme Mutter! Ihr wäre besser, sie wäre todt, als daß sie erfährt, was aus Euch geworden. O, Bianca! Das ärmste Weib aus dem Volke darf Euch verachten.“ Und wie herbe, wie verächtlich hatte er selbst gesprochen. Jetzt war er fort mit dem Churprinzen und Herrn von Itzenplitz. Er hatte sie keines Blickes mehr gewürdigt, und sie im Ge=fühl der schiefen Stellung, in welche sie sich gebracht,

wich entsetzt zurück, in ihr klang es immer nur „Verachtet!“ „Verachtet!“ Sie saß so stundenlang.

* * *

Am Morgen des zweiten Tages zog ein Reisewagen, begleitet von einem Führer, durch das meilenweite Moor, das jetzt, mit Schnee bedeckt, noch gefährlicher war wie sonst.

Es war der hochwürdige Doctor der Theologie Hessus aus Königsberg, der von Wittenberg kam, wohin ihn seine Begeisterung für Luther geführt. Herzog Albrecht von Preußen hatte ihn als ersten lutherischen Prediger bei sich angestellt und Doctor Hessus wurde vom Winter früher überfallen, als er gedacht. Der Führer ritt ein derbes Ackerpferd und trottete langsam voran, immer zur Vorsicht mahnend, als er plötzlich sein Pferd anhielt, schwerfällig abstieg und den christlichen Herrn anrief. Unter einer kümmerlichen Föhre lag ein fast erstarrtes, bewußtloses Weib, dessen Kleidung bewies, daß es fremd hier und keine Bäuerin sein müsse. Verwundert, dann mit seltsam unruhigen Mienen, hatte Doctor Hessus die Unbekannte angesehn, da sagte der Führer: „Das ist gewiß eine von den Weibsen, welche die Klosterknechte von Spandau suchten!“

Doctor Hessus hatte dasselbe gedacht.

„Würdet Ihr die Unglückliche ihnen ausliefern?“ fragte er den Mann.

„Gott behüte! Das vornehme Volk scheert uns Hörigen wo es kann, die frommen Frauen lassen uns durch den Klostervogt das letzte Huhn, das letzte Brod wegholen und mästen sich mit unserm Schweiß! Wer denen wegläuft hat rechtschaffenen Sinn, ich verrathe dieses arme Mädel nicht, aber ich denke, die hat auch ohne uns genug, die stirbt uns unter den Händen.“

„Legt sie in den Wagen,“ gebot der Geistliche, „der Herr will sie erretten, ich bin sein demüthiger Diener und sehe den Weg, den seine Hand mich weis't. Langsam und ächzend knarrte der Wagen weiter durch das öde, winterliche Moor und Doctor Hessus empfand, daß das Werk des barmherzigen Samariters der vollen Selbstverleugnung bedurfte.

Die Bewußtlose erwachte nach und nach wieder zum Leben und obgleich krank und todesmüde, vermochte sie doch Auskunft über sich zu geben und mit leidenschaftlichen Bitten den Geistlichen zu bestürmen, bis er sich entschloß ihr den Willen zu thun und sie mitzunehmen zum Herzog Albrecht von Preußen, von dem allein sie jetzt wirksame Hülfe hoffte. Bianca Stein-

feder war in einer schlimmen Lage, ihrer Aeltern und Brüder Aufenthalt ihr unbekannt, kein Schutz gegen des Churfürsten Zorn und seines Sohnes Liebe bot sich ihr, als bei dem Herzog, der ihr einst lachend solchen geboten, wenn sie einmal aus dem Kloster entliefe.

An demselben Morgen, nur einige Stunden später, kehrten der Diener des Churprinzen und der Förster erschöpft von dem angstvollen Suchen nach der Entflohenen in das Waldhaus zurück.

„Es ist gräßlich, sie ist sicherlich im Moor versunken!“ sagte der Förster und sein Begleiter fuhr sich verzweifelnd mit beiden Händen nach dem Kopfe: „Gott helfe mir! Wie soll ich es meinem Herrn beibringen! Ich bin ein Kind des Todes, wenn er's erfährt, wie sie elend umgekommen ist.“

* * *

Unterdeß ritt Buchholtzer in einiger Entfernung hinter dem Churprinzen denselben Weg zurück, den er gekommen. Der Schnee fiel dicht, der Abend war der Nacht gewichen, sie hatten endlich die große Straße erreicht, den Führer entlassen und nun ging es im scharfen Trabe beim Licht der Fackeln, welche zwei Vorreiter trugen, Berlin zu. Anfangs hatte der Churprinz verschiedene

Fragen an Buchholtzer gethan, aber dieser antwortete so unbefriedigend, so verwirrt, daß der Churprinz bald das Interesse an dem Kaplan von Royatz verlor und sich viel lieber seinem eigenen Gedankengange überließ, denn sein Herz war voll süßer Hoffnung Bianca nun doch zu gewinnen; er hatte gesehen, wie sie von seinen Worten gerührt, von seinem plötzlichen Abschied ganz niedergeschmettert schien! Ein glückliches Lächeln flog über sein Gesicht und er gab dem Pferde die Sporen, denn je eher er in Berlin, wo sich sicherlich Alles noch schlichten ließ, wie er in seinem Herzensglück hoffte, je eher konnte er auch wieder bei Bianca sein! Der Junker Itzenplitz pfiff ein Liedchen leise vor sich hin; er war froh, daß es heimging, sein Herz zog ihn mächtig nach Berlin und sich mit dem düsteren mürrischen Pfaffen zu unterhalten fühlte er sich gar nicht aufgelegt.

So brauste der Sturm denn ungestört durch die Seele des jungen Geistlichen und beugte sie bis auf den Grund. Was er dachte, konnte er selbst sich trotz wiederholter Anstrengung nicht klar machen; er wußte nur, er war elend bis zum Sterben, und sein Herz schrie auf in Todesqual! Bianca! Seine junge Herrin, sein Beichtkind, seine Schülerin, sie, die er so heiß liebte! verloren, ehrlos, eine Sünderin! Immer umgaukelte

ihn ihr holdes Bild, wie er sie einst in Royatz gesehen, hinabrufend aus dem Kahn in die blauen Wellen: „Schöne Bianca, schöne Bianca!“ Ein dumpfes Stöhnen brach sich Bahn über die fest zusammengepreßten Lippen des unglücklichen Mannes.

O, er wußte ja, hatte es immer gewußt, daß sie ihn niemals lieben würde, er hielt ja selbst die eigene Liebe zu ihr für Sünde, bis eben die Gewalt dieser Liebe ihn empfinden ließ, sie war es nicht! Luther! Luther hatte Recht gehabt, als er ihm in seiner kräftigen und doch so milden Art klar zu machen gesucht, wie die Liebe, die reine, ehrliche Mannesliebe auch dem Priester von Gott gestattet sei! Damals hatte er, der junge, selbstbewußte Thor, stolz auf seine eigene Willenskraft getrotzt. Es war ihm so heiliger Ernst mit dem Amt des Priesters, daß er meinte, nur im ehelosen Stande demselben sich ganz weihen zu können. Wie stolz, wie siegesgewiß hatte er sich gesagt: „Mein Herz gehört nur der Kirche, nur dem Dienste meines Herrn und ich will beweisen, daß man seinem Schwur treu sein kann!“

Und nun? Nahm nicht seit langer Zeit schon die Liebe sein ganzes Sein gefangen? Hatte er wohl andere Gedanken gehabt, als nur solche der heißen Sehnsucht

zu dem schönen Grafenkinde hin, von dem er doch wußte, es dachte nicht einmal an ihn! Wo war sein Eifer für die neue Lehre geblieben, wo war seine Kraft, seine Ausdauer? Wie ein Wahnsinniger dachte er seit Monaten nur an sie, die er liebte, nur sie hatte ihn nach Berlin gezogen, nicht sein heiliger Beruf, die Wahrhaftigkeit seines Gewissens ließ ihn nicht mehr sich belügen, nur um ihretwillen trotzte er jeder Gefahr! Und nun lag sein Götzenbild in Scherben! Eine furchtbare, unsinnige Wuth erfüllte ihn plötzlich gegen den Verderber des schönen Mädchens, für den er den Churprinzen hielt. Eine erstickende, blinde Raserei ließ ihn einen Moment die Besinnung verlieren, er hob die mächtige Faust, er spornte sein Roß und mit einem Aufschrei, in dem die ganze Wuth eines wilden Thieres lag, sprengte er plötzlich hinter dem Churprinzen her und fühlte schon im Voraus die Wonne dem Verführer den Schädel zu zerschmettern. Da plötzlich tanzten tausend Sterne vor seinen Augen und es war ihm, als krachte die ganze Welt mit einem furchtbaren Donnerschlage zusammen. Dann hatte er das Bewußtsein verloren. — — Sein Pferd war gestürzt, hatte den Reiter abgeworfen und Buchholtzer war mit dem Kopf gegen einen am Wege liegenden Stein geflogen.

Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, fand er sich in einer ganz fremden Umgebung, in einer ärmlichen Dorfschenke und die alte, gutmüthige Wirthin erzählte ihm, Reiter hätten ihn bewußtlos gebracht und er habe nun schon fast eine Woche im Fieber gelegen. Der Blutverlust und die große Schwäche machten den jungen Geistlichen unfähig selbst zu sprechen; die Frau verpflegte ihn treu und sorglich, erzählte, es werde Alles reichlich bezahlt, und so lag er da und arbeitete in seiner Seele das Erlebte durch.

Es mochte eben die Schwäche sein, die es dem sonst so kräftigen Manne erleichterte in sich zum Abschluß zu kommen, es war ja unmöglich noch zu trotzen gegen die Zuchtruthe des Herrn und Thränen tiefster Dankbarkeit gegen Gott kamen ihm doch in die Augen, bei dem Gedanken, wie dieser gnädige Gott ihn bewahrt hatte vor — Mord —!

In tiefer, innerster Zerknirschung lag der bleiche Mann da und wenn seine Genesung sich auch verzögerte, unter den inneren Leiden und Kämpfen, so kam sie doch endlich, und abgemagert, hohlwangig und mit krankhaft großen, in fast überirdischem Lichte strahlenden Augen zog er eines Morgens von dannen.

„Eure Hütte ist mir ein Segensort geworden,

Mutter Brigitta!" sagte er abschiednehmend. Nicht mehr kühn erhobenen Hauptes, wie sonst, schritt er von dannen, sondern ein ernster, stiller Mann, der fast verwundert war, daß nicht auch außer ihm Alles sich so verändert hatte wie in ihm.

„Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du, Gott, nicht verachten!" klang es in ihm.

Er pilgerte nach Berlin, aber was er in Schnecke's Hause dort hörte, überwältigte ihn vollständig; er konnte es kaum fassen und doch war es ja zweifellos, die Churfürstin hatte letzte Nacht Berlin verlassen, Niemand wußte noch wo sie war, Joachim tobte wie ein angeschossener Eber.

Nun gab es nur noch eins zu thun für ihn, sagte sich Buchholtzer, und zu diesem schwersten Gange rüstete er sich mit einer Bewegung, die ihm alles Blut zum Herzen trieb.

* * *

„Laßt ihn eintreten!" hatte finster der Churprinz geantwortet, als ihm ein Page meldete, es sei ein Mönch dort im Vorzimmer, der sich bei dem gnädigen Herrn bedanken wolle für Lebensrettung und Pflege.

Was die Beiden dann sprachen, blieb ein Geheim-

niß, nur einmal hörte man die Stimme des Churprinzen, wie er in bitterem Schmerz ausrief:

„Todt, ja todt!“ aber dann wurde es wieder stiller dort drinnen und nur an Buchholtzer's Ohr schlug der Jammerschrei des jungen Fürsten. „Ich, ich habe sie in den Tod getrieben mit meiner Liebe!“ —

Geisterbleich stand der Priester vor dem von furchtbarster Gewissensqual gefolterten Churprinzen. Er konnte es ja nicht glauben, nicht begreifen, was er da hörte, hatte er doch für nichts Anderes Sinn und Verständniß, wie für den einen, seligen Gedanken: sie war keine Sünderin, keine Gefallene, dies schöne, o so heißgeliebte Mädchen! Rein, wie eine Blume, rein und jungfräulich, war sie lieber gestorben, als daß sie in eine so große Sünde gewilligt! „O Gott der Gnade, Gott des Erbarmens, ich danke Dir!“ rief er auf die Knie sinkend laut aus und dann brach er in ein convulsivisches Schluchzen aus seiner Brust hervor. Es war ihm, als sehe er sie an dem Throne des Ewigen, die Palme des Friedens in der Hand, das Lächeln der Verklärung auf dem schönen, lichten Antlitz.

Wie in Begeisterung sprach er dann das Alles aus, und der Churprinz hörte ihn an mit weit aufgerissenen Augen, mit bebenden Lippen.

„Ihr habt sie auch geliebt?“ fragte er wie mechanisch. Aber Buchholtzer antwortete nicht, es bedurfte dessen auch nicht, die rührende, dankerfüllte Freude, daß Gott sie in Gnaden zu sich genommen als eine Reine, Selige, war sprechend genug.

„Trauert nicht, gnädiger Herr, danket vielmehr wie ich! Sie wird an Gottes Throne für Euch beten und so die Schuld von Eurer Seele nehmen,“ sagte Buchholtzer zum Abschiede.

Dann ging er fort, und mit einem wunderbar freudigen Aufblick sagte er zu sich selbst:

„Nun kann ich meinem Herrn ganz dienen, ihm allein und von ganzer Seele. Nun bist Du eingegangen zu der ewigen Freude und wirst nun wissen, daß meine Liebe war, wie sie auch ein Fürst Dir nicht besser bieten konnte!“

Ruhigen, kräftigen Schrittes zog er hinein in das Leben, jetzt ganz der heiligen Sache der Reformation sich widmend, sich mit ganzer Seele nun völlig den Lehren Luther's anschließend und eifrig bemüht ihre Ausbreitung zu fördern.

Viertes Capitel.

Churfürst Joachim hatte inzwischen mit jedem Tage mehr erkannt, daß der Minkwitz von ihm unterschätzt worden sei und von allen Seiten kamen täglich neue Nachrichten, die es ihm klar machten, welch ungeheuren Einfluß der Ritter sich gesichert und wie sehr die Stimmung des Adels mit seinen Plänen sympathisirte.

Das innere Unbehagen, die Erkenntniß, die täglich wachsenden Schwierigkeiten kaum noch übersehen zu können, stimmten den Churfürsten reizbarer und galliger wie jemals und in seiner Verbitterung machte er die Churfürstin Elisabeth für alle die Ereignisse verantwortlich, die ihn ärgerten.

Er hatte sich längst daran gewöhnt, in ihr nur eine Gegnerin, eine Widersacherin zu sehen, jetzt hätten alle Heiligen im Himmel für sie zeugen mögen, sie

würden den Churfürsten nicht beirrt haben in der festen Gewißheit, daß seine Gemahlin auch mit seinen Feinden conspirire und Frau Barbara schürte diesen Argwohn mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Wie immer reizte der Widerstand Joachim nur noch mehr, sein Groll auf den Ritter Minkwitz wuchs von Tage zu Tage und je mehr er sich überzeugte, daß die Evangelischen einen großen Schlag gegen ihn vorbereiteten, um so mehr erbos'te es ihn, daß er dem Verlangen seiner Landstände gewichen war und seiner Gemahlin Frist gegeben hatte. Ihm kam diese Nachgiebigkeit wie eine verlorene Schlacht vor und es wollte ihm scheinen, als läse er den Triumph seiner Gemahlin in jeder ihrer Mienen.

Es war wenige Wochen nach der Vermählung der Prinzessin Elisabeth und während die Churfürstin den rauhen Novemberabend mit ihrer treuen Zedwitz einsam und in tiefster Stille am lodernden Kamin verbrachte, — mit inniger Mutterfreude dieser einen Brief der jungen Herzogin vorlesend, worin dieselbe, anscheinend ganz befriedigt über ihre neuen Verhältnisse, besonders über die stets sich gleichbleibende Güte und Zartheit Herzog Erichs schrieb, — waren die Zimmer Frau Barbara's hell erleuchtet und wie fast jeden Abend verweilte der Churfürst bei ihr.

Joachim war heute ganz besonders verstimmt und melancholisch, er hatte sich die sonst so gern gehörte Musik verbeten, alle Gesellschaft entlassen und Frau Barbara fühlte sich schon ganz erschöpft von allen Anstrengungen, ihren hohen Geliebten zu zerstreuen und zu erheitern.

Sie hatte vergeblich sich geschmückt nach der neuen spanischen Mode, vergeblich ihr bezauberndstes Lächeln, ihre funkelndsten Blicke und ihre vorher einstudirten besten Einfälle verschwendet, nichts wollte heute glücken und es war der schönen Frau in letzter Zeit öfter aufgefallen, daß Joachim immer schwerer zu befriedigen, daß ihre Gewalt über ihn geringer werde.

Da kam ihr ein guter Gedanke! Sie eilte zu einem wunderlich schnörkelhaft verzierten Kasten, schloß ihn auf und nahm ein Spiel sehr schmutziger, fremdartiger Karten heraus.

„Gefällt es meinem Herrn, daß ich ihm einmal wieder den Schleier der Zukunft lüfte? Wie lange schon habt Ihr nicht mehr nach meiner Wissenschaft begehrt, mein lieber Herr, und ich meine doch, Eure Barbara hat Euch immer treu gewarnt und berathen aus diesen Zauberblättern," sagte sie mit weicher, bittender Stimme.

„Laßt! laßt es, Bärbel," wehrte der Churfürst ab,

„was soll mir frommen daß ich vorher weiß, wie nur Verdruß und Betrug mich umgeben?"

„Schaut nicht so finster, mein geliebter Churfürst, Ihr wißt nicht, wie Ihr mir weh thut damit," erwiderte Frau Barbara innig. „Ach," fuhr sie fort, „könnt' ich Euer Liebden doch einmal nur Freude und Glück aus den Karten lesen! Sieg, endlicher Sieg steht, wie Ihr wisset, Herr, jedes Mal darin, Ihr triumphirt über alle Eure Feinde, aber freilich, der armen Barbara heiße Wünsche und Gebete vermögen es nicht, Euer Liebden Weg frei zu machen von all den Steinen, die Bosheit und Verstocktheit darauf werfen. Kommt, lieber Herr, schaut auf! Wir wollen heute einmal recht ernsthaft das Geschick befragen und Ihr sollt sehen, die Sterne meines geliebten Herrn und die Karten dort, sie sagen allemal dasselbe: Heil und Sieg Joachim von Brandenburg!"

„Könntet Ihr denn nicht andere Karten nehmen, Bärbel, ich mag Eure weißen Finger nicht mit den schmutzigen Dingern spielen sehen," wandte Joachim ein, aber er blickte schon lebhafter.

„Um die Welt nicht, Herr, diese Blätter sind unbezahlbar! Mit mächtiger Zauberkraft geweiht, sind sie seit Menschengedenken in meiner Mutter Familie gar

kostbar gehalten und bedenkt nur, Herr, wie sie Euch Alles vorher voraus verkündet haben, was geschehen ist. Hab' ich Euch nicht gewarnt aus diesen Blättlein, daß Verrath und Falschheit in Eurer nächsten Nähe lauerten, und Ihr ergriffet am anderen Tage die Gräfin Steinfeder und straftet sie nach Gebühr. Hab' ich Euch nicht vor dem Minkwitz gewarnt, dem Vater wie dem Sohn? Haben diese Blätter Euch nicht verkündet, daß ein verwegener Unterthan die Augen aufhob —"

„Freilich, freilich! Beginnt Bärbel und laßt mich Eure und Eurer Karten Weisheit hören," unterbrach mit finsteren Blicken Joachim seine Geliebte.

Diese breitete jetzt schweigend die Karten in seltsamen Figuren zusammengelegt und mit feierlichem Ernst immer wieder einen kurzen Spruch in einer gänzlich fremden Sprache murmelnd, der ihr vielleicht selbst unverständlich war, auf dem Tische aus. Es war ein altes, vielleicht aus der ersten Zeit der Entstehung der Karten rührendes Spiel; die Blätter bestanden aus Pergament, die Figuren aus Federzeichnungen mit Malerei, ähnlich wie man sie in den Klöstern zu heiligeren Zwecken gearbeitet hatte.

Zuweilen unterbrach sich Frau Barbara bei ihrer Beschäftigung, um durch irgend einen Ausruf das In-

teresse ihres fürstlichen Geliebten zu wecken; plötzlich schrie sie, wie entsetzt, laut auf und als Joachim sie fragend ansah, rief sie lebhaft aus:

„Ganz nahe, ganz nahe sind Euch schwere Ereignisse, seht nur, Herr! Feindschaft und Schwerter bedrohen einen Mann, der Euch nahe steht, seht dort, die Wolken ziehen nach Eurer Seite, das bedeutet, daß man gegen Euch ein böses Spiel im Sinne hat! Hier ist die Schicksalswage, o Herr, und dicht daneben Verfolgung und Blut und Empörung und Ihr seid rund davon umgeben. Wo ist Euer Stern? Ach dort! Aber laßt sehen, wir wollen langsam, der Reihe nach hören."

Dann begann sie von Neuem die Karten in anderer Weise zu legen und nachdem sie sinnend dieselben geprüft, begann sie feierlich:

„Es ist seltsam, durchlauchtiger Herr, wie Eure Karten sich immer gleichen. Falschheit und Tücke in Eurer nächsten Freundschaft verrathen Euch an Eure Feinde, seht, hier liegt es ganz klar! Es naht ein Verfolgter, und über ihm steht Euer Stern, aber daneben die Wolken bedeuten, daß Euch große Gefahr droht, der Ihr nur entgehen könnt, wenn Ihr selbst zum Schwerte greift. Ihr habet allerorten Widerstand und Heimlichkeit, seht, wie ein Wasser fließen sie nach allen Seiten

und das Roß, das darüber springt, ist Euer heller unverzagter Muth. Aber wahret Euch, Herr, o, mein lieber Herr, Eure Feinde trachten nach Eurer Krone und Eurem Leben und seht nur selbst, dies ist die Karte der Todfeindschaft!"

„Und die Jungfrau dort, was bedeutet diese Karte?" fragte Joachim.

Barbara zögerte.

„Euer ärgster Feind ist ein Weib!" flüsterte sie dann mit anscheinendem Widerstreben.

„Ja, das weiß Gott, aber Wir wollen schon sorgen, daß die Feindschaft Uns fürder nicht quäle, Wir sind es satt und müde die ewigen Ränke gegen Uns und Unser Thun zu gewahren, Wir wollen ein Ende davon machen!" sagte Joachim finster und nachdenklich.

Ein leises Kratzen an der Thür wurde hörbar. Das war ein sehr ungewöhnlicher Fall, Frau Barbara's Dienerschaft konnte ihre Befehle nur in äußerster Noth zu überschreiten wagen, es mußte etwas Wichtiges sein, daß sie sich getrauten ihre Herrin zu stören.

Frau Barbara hatte die Thür geöffnet, um zu fragen, aber mit einem Schreckensruf fuhr sie zurück und in der Thür zeigte sich die beleibte Gestalt Georgs von Blumenthal, des Bischofs von Lebus und Fürstenwalde!

Aber wie sah der hochwürdige Herr aus! Im Bauernkittel, schweißtriefend und sehr erschöpft und verwildert sank er ohne alle Umstände auf einen Sitz, blickte kläglich und wüthend zugleich den Churfürsten an, der in starrer Verwunderung da stand und auf ihn schaute und sagte halb weinend: „Da bin ich, Herr!“

„Gottes Tod, Bischof, das seh' ich!“ rief Joachim, dem das Lachen ankam über die traurige Figur, die der Bischof machte.

„Ja, das seht Ihr!“ sagte dieser vorwurfsvoll. „Aber, daß der Minkwitzer mich in Fürstenwalde im Schlaf überfallen hat und daß ich nur durch der Heiligen Hülfe ihm entronnen bin, das wißt Ihr wohl auch?“

„Der Minkwitz!?“ schrie Joachim auf. „Schon? also er will den Krieg, er beginnt die Fehde mit Uns? Höll' und Verdammniß, er soll es büßen, der freche Schurke!“

„Büßen?“ hohnlachte giftig der Bischof. „Habt Ihr ihn schon, daß Ihr ihn so eilig hängen wollt? Wahrt Euch nur selber, Durchlauchtiger, er marschirt geradenwegs auf Berlin! Der fragt den Teufel nach Euch, Herr; ein Heer hat er, daß er wohl ganz Deutschland damit gewönne! Der Ahasver, der Belialssohn! Mein Fürstenwalde! Alles ermordet, geschlachtet! Alles

verbrannt, daß die Lohe gen Himmel stieg. und ich höre sie noch, die Höllengeister, wie sie schrien: „Fangt den Bischof lebendig!“ O, an mir wird es offenbar, daß Gott dem Gerechten Gnade giebt! Die heilige Mutter Gottes hat es mir eingegeben, daß ich mir einen heimlichen Weg machte vor Jahren schon, der in die Keller und von da in's Freie führte! Ah, ah! ich hörte die Mordbrenner und wie sie schrien: „Wir wollen nur den Herrn Bischof selber, nach Euch Andern ist kein Begehr!“ Ich hörte das Jammern und Flehen der Meinen! Da dacht' ich, der Herr werde sich ihrer schon erbarmen und es sei meine Pflicht, der Kirche ihren ärmsten Knecht zu erhalten, so macht ich mich auf und floh von dannen! Aber das habt Ihr nun von Eurer Gnade gegen das Ketzervolk! Dobriluk, die schöne Abtei, hat der Minkwitzer schon in seiner Gewalt, jetzt hat er Fürstenwalde dazu und daß Ihr's nur wißt, die Schlieben von Baruth, die Schenken auf Teupitz mit all ihrem Anhange sind zu dem Minkwitz gestoßen.“ —

Erst nach und nach gewann Joachim ein klares Bild von dem Vorgange, der ihn auf das Furchtbarste empörte. Am anderen Tage schon und dann fast stündlich kamen neue Nachrichten. Der Bischof hatte seine Schilderungen sehr übertrieben, denn Minkwitz hatte weder

gemordet, noch gesengt in Fürstenwalde, im Gegentheil mit den Bürgern sich auf den besten Fuß gestellt. Ihnen war nichts geschehen, als sie sich, ohne viel Sträuben, dazu verstanden, dem Minkwitz zu huldigen. Aber den bischöflichen Palast, die Capitelhäuser und das Domstift hatte man völlig ausgeraubt und zerstört, die Papiere und namentlich die Rentbücher, in welchen die Abgaben und Leistungen der Unterthanen an das Stift verzeichnet standen, verbrannt oder hinweggeführt. Bischof Georg raufte sich die Haare, der Churfürst wüthete und gegenüber den drohenden Nachrichten, sammelte er in aller Eile eine Heeresmacht um Berlin, welche bestimmt war auf Sonnenwalde zu ziehen.

Unterdeß ruhte Nikolaus Minkwitz auch nicht. Im Fluge durcheilte er Pommern, Mecklenburg und Schlesien, überall fielen ihm die Angesehensten vom Adel zu und in der That wurde Joachims Lage eine sehr bedrohliche.

Alle Thatkraft des Churfürsten erwachte lebhafter als je und um den Feinden zu beweisen, daß er zu äußerstem Widerstand entschlossen und durch keinerlei Drohungen einzuschüchtern sei, ergriff er jetzt gegen die Churfürstin Elisabeth um so schärfere Maßregeln. Trotz der ihr gegebenen Frist sandte er den Bischof von Lebus zu ihr, mit dem Befehl, sich sofort zur reuigen Rück-

kehr in den Schoß der Kirche bereit zu erklären. Vergebens berief die Churfürstin sich auf die Entscheidung der Landstände, vergebens auf die ihr zuerkannte Bedenkzeit. Joachim erklärte, er werde keine Rücksicht walten lassen, als die für das Heil seiner Staaten und es wurde Elisabeth schnell klar genug, daß ihre Gefahr jetzt den höchsten Grad erreicht habe. Was der Churfürst in dieser Sache bis jetzt, den Umständen und den Andringen seiner Landstände nachgebend, versäumt hatte, nach seiner Auffassung, das mußte nunmehr nachgeholt werden, und vergebens berief der Churprinz heimlich seiner ältesten Schwester Gemahl, den Herzog von Mecklenburg, dann den von Pommern, von Braunschweig und König Christian zur Hülfe der Churfürstin nach Berlin, Joachim wollte von keiner Nachsicht weiter hören, täglich wurden wieder die rücksichtslosesten Bekehrungsversuche mit der unglücklichen Fürstin angestellt und nur die äußerst drohende Kriegsgefahr, die noch vermehrt wurde durch das sichere Gerücht von ungeheuren Rüstungen der Türken, hielt Joachim zu sehr in Thätigkeit, um den letzten Beschluß in Sachen der Churfürstin zu fassen.

Oesterreich sah sich im Osten schwer bedrängt, Zapolya hatte ein ungeheures Heer gesammelt, Soliman, der Sultan, drohte mit einem Einfall in das Reich,

Sigismund von Polen war Zapolya's Schwager und Verbündeter und Herzog Albrecht von Preußen wieder von Sigismund nicht nur abhängig, sondern eben auch ein abgesagter Gegner Oesterreichs.

Nie hatten Brandenburgs Sterne eine günstigere Constellation. Ganz Deutschland blickte auf Joachim I. Der Landgraf von Hessen wartete nur auf den Losbruch und wäre es jetzt zum allgemeinen Kriege gekommen, wahrlich Oesterreich hätte einen schweren Stand gehabt! Da zögerte Johann von Sachsen, da erklärte sich Joachim für den Kaiser und athemlos wartete die ganze gebildete Welt auf den nächsten Zug in diesem großen Schachspiel! Was that Oesterreich, was that Ferdinand, der jetzt wirklich erwählte Böhmenkönig?

In jener Zeit lebte man nicht so rasch wie heut zu Tage, ein Ereigniß folgte nicht dem andern, wie in der neuesten Zeit, mit unberechenbarer Tragweite und Schlag auf Schlag. Man stand eine kurze Weile zuwartend sich gegenüber.

Da plötzlich erschütterte die Kunde von einem neuen Ereigniß die ganze gebildete Welt Deutschlands.

Elisabeth von Brandenburg war, um ihr Leben und ihre Freiheit zu erretten, von Berlin entflohen und bei ihrem Oheim Johann in Torgau angelangt. Es war

kaum möglich die grenzenlose Wirkung dieser That auf einmal zu übersehen und nur das Eine trat sofort entschieden zu Tage, der Churfürst von Brandenburg hatte die so sehr gefürchtete Niederlage erlitten, es war schlimmer, als hätte er eine Schlacht verloren.

Aber die Siegerin war sein Weib und ein edles Weib, das mit unaussprechlichen Seelenschmerzen diesen Sieg bezahlte. Nicht um ihres Lebens willen floh Elisabeth, sondern um ihres Bekenntnisses willen. Mit glühender Seele hatte sie sich zu Luther bekannt, hatte Alles getragen, Alles geduldet in der Hoffnung durch treues Ausharren sich und ihren Unterthanen die Freiheit des Geistes zu erringen. Vergebens! Da wurde ihr klar, daß die Pflicht der Selbsterhaltung die Wahrung ihrer Person forderte. Sie wollte, sie durfte nicht untergehen, sie war der heiligen Sache noch unentbehrlich! Hatte für ihre Brandenburger die Stunde der Befreiung von dem Joche Roms noch nicht geschlagen, so wollte sie in Geduld warten und durch ihr treues Ausharren, durch das Beispiel ihrer Festigkeit in ihren Kindern dem großen Werke der Reformation Gehülfen sichern.

Elisabeth kannte ihre Söhne, der Markgraf war still, innig, fest und beharrlich; der Churprinz voll glühender Begeisterung, in der Stille für das Evangelium

gewonnen, doch zu wenig ausdauernd, um ohne eine rastlos und energisch treibende Kraft auszuharren, zumal, da seine Lage vor der Hand eine um so peinlichere war, je mehr Joachim mit despotischer Härte schweigenden, unbedingten Gehorsam von seinem Thronfolger ebenso, wie von seinen Unterthanen erwartete.

Als Bauerfrau verkleidet, nur von ihrer treuen Ursula von Zedwitz begleitet und geführt von dem jungen Ritter „Götz", wie ihn die Urkunden jener Zeit nennen, der aber kein Anderer war als Georg von Minkwitz, langte die Churfürstin bleich und gebrochen in Torgau an. An der sächsischen Grenze empfingen sie zwei vornehme Reiter und während der Eine, ihr Bruder Christian, diese düstere, in blutigen Nebel gehüllte Gestalt des schrecklichen Dänenkönigs, weinend die Schwester umarmte, die nun, wie er, eine Fürstin ohne Land und Macht war, lag der Ritter Nikolaus von Minkwitz vor Elisabeth auf den Knien und küßte in tiefer Bewegung ihre Hände.

Die schwer erschöpfte Frau fand keine Ruhe. Beide Männer hatten ihr mit leidenschaftlich bewegten Herzen zu klagen, wie jetzt, wo das große Werk der Losreißung Deutschlands von Oesterreich, der gewaltsamen Befreiung der Geister von Roms Joche, bis auf das Geringste vorbereitet sei, jetzt, wo tausende von tapferen Männern,

wo die ganze Ritterschaft nur des Signals warte, um loszuschlagen und für die alte Macht der Fürsten und Edlen ihr Gut und Blut einzusetzen, wie jetzt Churfürst Johann immer ängstlicher zaudere, immer häufiger in langen Religionsgesprächen mit Luther und Melanchthon sich Raths erholen wolle und wie der Geist des Churfürsten gar nicht fähig sei sich aufzuraffen zu der ungeheuren Entscheidung, weil er nicht hinweg komme über die Opfer, die solche That fordern.

Liebevoll und gütig empfing Johann seiner Schwester Tochter und von allen Thürmen des Sachsenlandes läuteten die Glocken, die Errettung der theuren Bekennerin zu verkünden. Vor allen Altären betete man für sie, ja Luther schrieb noch an demselben Tage in der hohen Bewegung seines Herzens an seinen Freund Link in Nürnberg:

„Versammelt eilig die Gemeinde zum Gebet, liebe Brüder, für die fromme Churfürstin von Brandenburg, die zu unserm Landesherrn geflohen ist vor dem Grimme ihres Gemahls, der sie wollte einmauern lassen, wie man sich erzählt, um des Glaubens willen.“

* * *

Aber so hoch die Wogen der Aufregung auch gingen in den Gemüthern, den langsam denkenden, schwer beweglichen Geist Johanns von Sachsen rissen sie nicht mit sich fort.

Auf seinen Knien, in einer Bewegung, die den starken Mann bis ins Mark erschütterte, flehte Nikolaus von Minkwitz den Churfürsten an, nicht sich zu beschränken auf moralische Billigung und zustimmende Theilnahme für die Sache des Evangeliums, für dessen Ausbreitung und freie Lehre zu kämpfen ja der erste Satz des Programms des Ritters war! Vergebens flehte mit ihm der Adel Thüringens, der König Christian, der Landgraf Philipp von Hessen; Johann konnte sich nicht aufraffen, er beharrte ängstlich bei der Erklärung, er könne es nicht auf sich nehmen das Blut seiner Unterthanen zu opfern, den Bürgerkrieg zu entzünden, und der um Entscheidung angegangene Luther erklärte sich für die Ansicht des Churfürsten Johann, wie er consequent bis an sein Ende jeden Sieg seiner Lehre durch Schwertesgewalt verabscheute.

Da plötzlich lief die Schreckenskunde durch alle deutschen Lande, der Sultan ziehe mit einem unermeßlichen Heere heran! Ein Schrei des Entsetzens hallte von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg und die eben noch

so schroff sich gegenüberstehenden Parteien vergaßen den eigenen Hader, über der Furcht vor dem Erbfeinde Deutschlands, dem Erbfeinde des Christenthums.

Oesterreich war von dem sofortigen Losbruch der Ketzer vorläufig befreit, denn jetzt dachte man nichts, als an die allgemeine Noth und Geld und Truppen wurden eiligst abgesandt, so viel man davon auftreiben konnte, um Oesterreich zu Hülfe zu eilen. Kaiser Karl und König Ferdinand athmeten auf. Es waren schon Unterhandlungen im Gange mit dem Sultan, um einen Waffenstillstand von zehnjähriger Dauer. Man erbot sich, die für jene Zeit ungeheure Zahlung eines Tributs von jährlich hunderttausend Ducaten zu zahlen, der Sultan zeigte sich geneigt, aber zum festen Abschluß kam es nicht sogleich. Zu derselben Zeit verlautete es, daß man von Seiten Oesterreichs dem Zapolya ein Abkommen vorgeschlagen habe und daß König Sigismund dieses vermitteln solle. Zugleich war ein kaiserlicher Befehl an Joachim von Brandenburg ergangen, sich aller Feindseligkeiten gegen Minkwitz und dessen Partei zu enthalten, da König Ferdinand selbst die Sache auf dem böhmischen Landtage mit ihnen verhandeln solle.

Minkwitz sah mit Verzweiflung im Herzen seine Pläne scheitern; ihm war es klar, daß Oesterreich solche

fast unerschwinglichen Opfer nur brachte, um freie Hand zu gewinnen gegen die evangelische Partei. Sein politischer Scharfblick erkannte das sofort, die Mehrzahl seiner Anhänger und der verbündeten Fürsten stimmte ihm zu, aber ebenso sahen auch Alle ein, daß die Verhandlungen mit dem Sultan, bis zu ihrem Abschluß, jedes weitere Vorgehen unmöglich machten, da man abwarten mußte, ob dieser nicht doch mit gemeinsamer Kraft abzuwehren sei. Für Ritter Nikolaus blieb nur noch eine Hülfe; er mußte wenigstens Zapolya hindern sich von Oesterreich erkaufen zu lassen.

Es war eine furchtbare Enttäuschung, an welcher der hochsinnige Mann fast über seine Kraft zu tragen hatte. Wohin er blickte sah er Unentschlossenheit, Unverstand, Lauheit, und vergebens hatte er den Kampf um die höchsten Ziele deutscher Männer begonnen, seine Zeit begriff sie nicht, wie er, und die Einzige, die ihn verstand, die mit Begeisterung dem kühnen Fluge seines Geistes gefolgt war, sie lag an schwerer Krankheit darnieder.

Es war zu viel auf Elisabeth eingestürmt, auch noch als sie ein Asyl gefunden zu haben meinte. Ihr Gemahl war auf das Aeußerste erbittert über die „Schande, die sie ihm vor allen Fürsten angethan“ und hatte nicht

nur Johann von Sachsen und den König Christian mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, sondern auch die moralische Unterstützung seiner Partei für sich, die mit großem Geschrei dem Churfürsten Johann vorwarf, die Auflehnung Elisabeths gegen ihren Herrn und Gemahl unterstützt zu haben.

Joachim's Wuth kannte keine Grenzen, er beklagte sich mit äußerster Bitterkeit bei den ihm befreundeten Fürsten und ließ durch Georg von Sachsen Johann peremptorisch auffordern, die Churfürstin „ohne alle Condition" zurückzubringen, widrigenfalls er des Kaisers Hülfe gegen ihn erbitten werde.

Alles Dies brachte in Elisabeths äußerlich so stilles Leben tägliche sich erneuernde, schwere Gemüthsbewegungen und mehr noch der furchtbare Conflict, in welchem sie dem Evangelium den Sieg erflehte und doch nicht dem Ritter Minkwitz förderlich sein durfte, dessen erster Schlag ja gegen ihren Gemahl gerichtet war. Sie theilte Johann's tiefes Widerstreben gegen die Entfesselung des Bürgerkrieges und so sehr ihr Verstand des Ritters Entwürfe billigte, so sehr ihr Herz für diese Ziele sich erwärmt hatte, ihr Muth versagte, auch sie wagte es nicht Johann zu bereden die Last so schwerer Verantwortung auf sich zu nehmen.

Der Verkehr mit ihren Söhnen war gänzlich abgebrochen in dieser Zeit; sie erfuhr nur durch Minkwitz, daß der Churprinz einem Schatten gleich umhergehe und an einem geheimnißvollen Schmerze trage, den er in Verbindung brachte mit dem Gerücht, Bianca Steinfeder sei im Kloster zu Spandow an den Blattern gestorben, mit ihr zwei Nonnen.

Es war freilich mehr als zuviel für die unglückliche Fürstin, die tiefe Trauer der Aeltern jenes schönen Mädchens täglich sehn zu müssen. Der Graf und die Gräfin hatten sich versöhnt, sie waren Beide zum Evangelium offen und vollständig übergetreten und der Graf stand im Begriff sich in Thüringen anzukaufen, während seine Söhne, der Eine bei Philipp von Hessen, der Andere beim Fürsten von Schwarzburg, in den Hofdienst getreten waren.

Den Tag als Ritter Nikolaus von Elisabeth Abschied nahm um zu Zapolya zu eilen, ihr den treuen ernsten Georg, der noch immer seinen Kummer nicht überwinden konnte, als Beschützer lassend, sank die Churfürstin auf das Krankenlager und es war fast eine Wohlthat für sie, daß sie monatelang kaum mit einem einzigen klaren Gedanken sich ihrer selbst bewußt wurde.

Fünftes Capitel.

Jahre waren vergangen, und Kaiser Karl V., der bei seiner Thronbesteigung so unbedeutend scheinende junge Mann, hatte sich zu einem der mächtigsten Herrscher nicht nur, sondern zu einem wahrhaft großartigen Charakter entwickelt, dem weder seine Stellung, noch das ihn mit Erfolgen überschüttende Glück je seine Mäßigung raubte.

Wenn es geschienen hatte, als solle mit dem Ansturz der Türken das Reich aus den Fugen gehn, so wendete sich das Blatt bald völlig zu Oesterreichs Gunsten und wie immer war es die Uneinigkeit der Fürsten, die Oesterreich wie im Fluge von einer Errungenschaft zur andern eilen ließ.

Jetzt fand Karl sogar Zeit jenen berühmten Feldzug gegen den kühnsten und außerordentlichsten Menschen

seiner Zeit, den in Tunis, anstatt des vertriebenen Mulay Hassann, regierenden Seeräuber Chaireddin Barbarossa vorzubereiten, welcher zu einer seiner glorreichsten Thaten wurde, bei deren glänzendem Ausgang zweiundzwanzigtausend befreite Christensclaven dem Kaiser mit Thränen für ihre Rettung dankten.

Soliman war damals bis vor Wien gerückt, aber Wien hatte sich gehalten, und der Sultan, einsehend, daß er, trotz der inneren Wirren auf die er seinen Plan gebaut hatte, doch ganz Deutschland einig gegen sich und jeden Schritt breit Landes mit äußerster Tapferkeit vertheidigt finden würde, hatte sich zurückgezogen.

Ferdinand war nach ungeheuren Anstrengungen und Opfern zu Stuhlweißenburg zum König von Ungarn gekrönt und die Versuche Zapolya's ihm die Krone, welche ihm, dem gewählten nationalen König der Ungarn gehörte, wieder abzuringen, waren gescheitert. Ebenso wenig hatten die Baiernherzöge Erfolg gehabt mit ihrer Rivalität gegen Ferdinand und ihre kecke, offene Erklärung, daß sie es gar wohl einsähen, wie der Kaiser Karl und sein Bruder Ferdinand alle Macht an sich rissen, um die deutschen Fürsten zu gefügigen und machtlosen Werkzeugen, zu ihren Sclaven zu erniedrigen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß man am Kaiserlichen Hofe

damit umging sie abzusetzen und ihres Landes zu berauben. Zapolya war zum König Sigismund geflohen, das kühne Unternehmen des Nikolaus Minkwitz im Sande verlaufen und während die Fürsten sich untereinander immer tiefer erbitterten, während die Lehre des Evangeliums sich immer mehr ausbreitete und Karl durch fortwährende Unterhandlungen mit ihnen es vermied, die endliche Entscheidung durch das Schwert herbeizuführen, hatte er nie verfehlt, sein Uebergewicht über die Fürsten zu erhöhen, es sie empfinden zu lassen und die weniger Festen durch allerlei gewährte Vortheile auf seine Seite zu ziehn.

In den Marken hatte sich wenig verändert; Churfürst Joachim hatte mit äußerster Energie zu Oesterreich gehalten, den Churprinzen bei der Türkengefahr mit vierhundert brandenburgischen Reitern dem Kaiser zu Hülfe gesandt, bei welcher Gelegenheit derselbe sich die heißersehnten ersten Kriegslorbeern erwarb, und bei allen Verhandlungen der Parteien in der gewohnten, hartnäckigen und erbitterten Weise sich als der Feind der Reformbewegung, sowohl auf religiösem, wie politischem Gebiete gezeigt.

Was er von Oesterreich zum Danke gehofft, was ihm der Kaiser direct und indirect für seine Bundesge-

nossenschaft in Aussicht gestellt haben mochte, nichts von Allem war erreicht worden. Ob der Churfürst dies mit Groll und Bitterkeit empfand, Niemand wußte es; Joachim hatte keine Vertrauten und nur eins war aller Welt ersichtlich, der kräftige, rastlos arbeitende Geist des Churfürsten erlahmte in gleichem Maße, wie sich das Siechthum immer mehr seines Körpers bemeisterte. Es war ein unsäglich trauriger Ausdruck, der zuweilen in den Augen des einsamen, rasch alternden Mannes lag, wenn er, sich unbeachtet glaubend, allein in seinem Gemach, oder unter den breiten Aesten seiner Linden im Schloßgarten saß.

Und nicht nur tiefe, herzbrechende Traurigkeit lag in diesen, durch Leiden erschlafften Zügen, sondern auch noch eine trübe, resignirte Hoffnungslosigkeit. Wer den Churfürsten einst gekannt mußte weinen, wie der Graf Steinfeder, als er nach so langer Zeit, nun der Abgesandte des Churfürsten von Sachsen, wieder vor seinem einstigen Herrn und Jugendfreunde stand.

Joachim hatte ihn lange, wie in tiefe Gedanken verloren, angestarrt und dann ernst und leise gefragt, als der Graf sich seines Auftrages entledigt hatte: „Und Ihr, Steinfeder? Seid Ihr glücklich?"

Es mußte wohl etwas in diesen Worten liegen,

was den Grafen tiefer erschütterte, als selbst der Anblick des verfallenen Herrn. Er vermochte kaum zu sprechen, und auch als er es dann konnte, hatte er nicht den Muth frisch und fröhlich, wie es ihm ums Herz war, zu bejahen. Es hätte ihm eine Grausamkeit geschienen gegen seinen Herrn, der da so gebrochen vor ihm saß.

„Das Leben ist für Jeden voll Kampf und Streit, mein durchlauchtiger Herr, man muß nur ehrlich kämpfen und seine Pflicht thun, wie man sie versteht!“ antwortete er ausweichend.

„Ja, das ist's, Steinfeder! So hab' ich's auch gemeint und so will ich's halten bis zu Ende!“ stimmte Joachim eifrig und energisch zu. „Sehet Ihr die Churfürstin Elisabeth, Steinfeder?“ fragte er dann zögernd.

„Ja, gnädigster Herr, ich war zu Wittenberg, wo sie krank lag,“ sagte der Graf, entschlossen der Wahrheit die Ehre gebend.

„Ich weiß, in Luthers Hause!“ flüsterte sinnend der Churfürst. „Es muß dem Manne keine kleine Beschwerde sein, Ihre Liebden fast ein halbes Jahr so zu verpflegen, aber ich hör', er thut es wie ein dankbar Gemüthe, die Churfürstin hat geholfen ihn groß zu machen.“

„Ihre Gnaden, Frau Elisabeth, war nicht Willens so lange des Doctor Martinus Gast zu bleiben, sie hatte

den Rath der Wittenberger Aerzte aufgesucht und da es ihrem bedrängten Gemüthe schien, als werde ihr besser unter dem Gebet des Doctor Martinus, so holte er sie in sein Haus und hernach konnte sie nicht fort vor übergroßer Schwäche, so des Körpers wie des Gemüthes," sagte der Graf.

„Und ist sie nun genesen? Wir freuen Uns das zu hören!" fuhr Joachim fort.

„Gestattet Eure Durchlaucht, daß ich Ihro Liebden dies Wort hinterbringe? Es würde die Frau Churfürstin sehr glücklich machen!" rief der Graf.

„Thut das immerhin, Steinfeder. Unsere Gemahlin ist uns ein Vorbild im strengen Festhalten an der eignen Ueberzeugung," sagte Joachim ruhig und nachdenklich; „sie hat gethan, was sie für ihre Pflicht hielt, ich thue dasselbe! Es ist des Himmels Wille gewesen, daß sie nach Rechts strebte, wenn mich mein Geist nach Links rief, wie sie Alles, Alles anders auffaßte wie ich. Geht heim, Steinfeder, ich höre Ihre Liebden wird Euer Gast für diese Sommerszeit werden, um sich zu kräftigen in der Stille des Waldes und mit dem Wasser Eurer Heilquelle. Ja, Ihr seht, ich habe gute Kundschaft von Euch," sagte er lächelnd. „Lebt wohl, Graf, und grüßt Euer Weib und Eure Söhne!" schloß er

dann. Als der Graf sich zum Gehen wendete rief er ihn aber plötzlich zurück. „Steinfeder, eins muß ich Euch noch sagen, Ihr habt mich streng und herzlos gescholten, aber als Euch Gott das schöne Mädchen, die Bianca, im Kloster sterben ließ, da hab' ich in meinem Herzen um Euer Kind getrauert, wie um ein eignes," sagte er.

Der Graf sah einen Augenblick erstaunt aus, es flog ein Zug von Zweifel und Unentschlossenheit über sein ehrliches Gesicht und dann, mit einem raschen Entschluß sich aufraffend, sprach er: „Herr, ich danke Euch von Herzensgrunde für die Theilnahme, aber der Steinfeder kann Euch nicht belügen. Das Mädchen ist nicht todt, wir glaubten es wie Ihr, wie alle Welt und beweinten sie mit heißen Thränen. Da, nach fast einem halben Jahre erhielten wir die Kunde — sie lebte, mein Churfürst, lebte unter dem Schutze der Frau Herzogin Margarethe von Preußen."

„Aber wie, wie ist das möglich?" rief der Churfürst.

Und nun erzählte Steinfeder Alles der Wahrheit getreu, wie er es durch Bianca selbst erfahren, die er heimzuholen nach Thüringen, zum Herzog Albrecht nach Königsberg gereis't war.

„Und Ihr sagt der Churprinz —?"

„So ist's, durchlauchtiger Herr, es war des Herrn Gnade, daß er mein Kind vor sündiger Liebe bewahrte," sagte Steinfeder und berichtete getreulich wie Bianca entflohen sei.

„Magdalene ist nun todt, der Churprinz Wittwer, hat er Eure Tochter vergessen?" fragte Joachim lebhaft.

„Der Herr Churprinz weiß nicht anders wie alle Welt, daß Bianca Steinfeder todt ist, es war ihm besser so, er hat sie lange und tief betrauert und dann, Gott sei Dank, vergessen," antwortete der Graf ruhig.

„Und wo ist Eure Tochter jetzt, Graf?"

„Sie ist Ehrendame der Prinzessin Jadwiga von Polen, gnädigster Herr!"

Joachim blickte interessirt auf.

„Wie kam sie dahin, Graf?"

„Ihre Gnaden die Frau Herzogin Margarethe wollte mir das Mädchen nicht wieder mitgeben und hatte die Bianca mitgenommen nach Krakau zu der zweiten Vermählung Königs Sigismunds und dort hatte Prinzeß Jadwiga großes Gefallen an ihr gefunden, daß der König sie überredete zu bleiben. Seine Majestät mochte wohl den Kindern seiner ersten Gemahlin gern eine Freude machen wollen, um dem Schmerz über die italienische neue Mutter eine Linderung zu bieten."

Der Churfürst hatte mit großem Antheil zugehört. Er schien ganz in Gedanken versunken, dann fragte er: „Und hat die Bianca nicht große Sehnsucht nach daheim, nach der Mutter?“ Aber dann schien plötzlich sein Ideengang ein anderer zu werden, er wartete die Antwort nicht weiter ab, trug dem Grafen nochmals Grüße auf an die Gräfin und entließ ihn.

* * *

Einige Wochen später war der Frühling mit seiner ganzen Zauberpracht hereingebrochen und schüttete seine Gaben in unsagbarer Fülle über das schöne Thüringen aus. Das reichbevölkerte, wohlhäbige und so gesegnete Land hatte vor Kurzem wiederum seinen Herrscher gewechselt; dem Churfürsten Johann, mit dem Zunamen der Beständige, war sein Sohn Johann Friedrich, der sich später den Ehrennamen „der Bekenner“ erwarb, gefolgt, ein beschränkter, aber durch und durch ehrlicher, treuer Mann und wie seine beiden Vorgänger ein aufrichtiger Freund Luthers und seiner Lehre.

In einem der lieblichsten, stillsten Thäler des Thüringerwaldes lag auf sonnigem Bergeshang Schloß Kastein, umgeben von herrlichen ausgedehnten Wäldern, und zu seinen Füßen ein Dorf gleichen Namens mit

wenigen aber üppigen Feldern und herrlichen Waldwiesen, die von den rauschenden Wassern eines spiegelklaren Flusses erfrischt wurden.

Die Herrschaft gehörte dem, aus der Mark Brandenburg eingewanderten Grafen Steinfeder, dem reichsten Herrn weit und breit und gar angesehn und beliebt bei dem thüringischen Volke, dessen Eigenartigkeit er richtig zu nehmen wußte.

Sonntäglicher Frieden und goldener Sonnenschein lagen auf Thal und Bergeshöhen rings umher. Zwischen den dunklen Nadelwäldern zogen sich breite Streifen der mit Maiengrün geschmückten Laubhölzer hin, einsame Lichtungen, wie Smaragde im Morgenthau funkelnd, mit darauf in friedlichster Ruh weidenden Heerden von Hirschen und Rehen, schienen dazwischen gestreut, hier und dort blickte ein graues Schindeldach hervor und unten, tief unten im Thal zog sich der Fluß in vielfachen Windungen mit seinem melodischen Rauschen und Plätschern dahin, während das Glöckchen vom Kirchthurm des Dorfes dazwischen klang, die fromme, evangelische Gemeinde zum Hause des Herrn zu laden.

Nach und nach fand der Ruf Folge. Die Wege belebten sich um das Dorf herum, überall traten aus den Wäldern die geputzten und in leuchtende Farben ge-

kleideten Kirchgänger hervor und zogen dem Gotteshause zu und bald darauf klangen die weihevollen ernsten Töne des Kirchenliedes in die Lüfte empor:

„Eine feste Burg ist unser Gott!"

Eben jetzt traten aus dem Walde, hoch über dem Dorfe und auch noch viel höher als Schloß Kastein und diesem grade gegenüber, zwei Männer, die, in lebhaftes Gespräch vertieft, plötzlich erschreckt stillstanden, denn unmittelbar an einer Biegung des Weges fiel der Berg viele hundert Fuß tief steil, und fast nur die kahle Felswand zeigend, ab, bis an das Ufer des Flusses. Nur einzelne Tannen und allerlei Gestrüpp bekleideten diese Wand, von der herab die beiden vornehm gekleideten Männer nun plötzlich das ganze Thal, mit seiner fast unerreichbaren Lieblichkeit, vor sich sahen.

Ein Ruf des freudigsten Staunens entschlüpfte dem Munde des älteren der beiden Herrn, welcher tiefe Trauer trug, und mit einem beinah andächtigen Gefühle blickte er schweigend hinunter. Wir kennen diesen blonden, stattlichen Mann mit dem blonden Vollbart, der ihn zu einer ächt nordischen Heldenerscheinung macht. Es ist der Churprinz Joachim von Brandenburg. Aus dem enthusiastischen, feurigen und durch die despotische Er-

ziehung doch so verschüchterten und unsicheren Jüngling ist ein schöner, glänzender Mann geworden, der in der Schule des Lebens nicht umsonst gelernt hat. Die weiße, breite, vom leicht gewellten Haar gekrönte Stirn ist noch ungefurcht, die Augen haben den Ausdruck schwärmerischer Unklarheit verloren und leuchten hell und sicher, mit Güte und Treuherzigkeit! Wer es versteht in den Zügen des Menschenantlitzes zu lesen, der findet auch gar leicht jene Linie, die das Herzweh, die Sehnsucht hineingeschrieben haben, vor Allem aber ist es die sichere bewußte Kraft, welche den Churprinzen so anziehend macht.

„Seht, gnädigster Herr, dort zwischen den Bergen, auf dem Felsvorsprung, das ist Schloß Kastein," weckte der Begleiter des Prinzen diesen aus dem träumenden, genußreichen Anschauen dieser Naturherrlichkeit.

„Ah, dort! Ein hübsches Ding, ganz neu, nur der Thurm hinter dem Hause scheint alt! Und dort wohnt Ihre Liebden nun? Die gute Mutter! Wie sie sich freuen wird, wenn ihr Sohn nun vor sie hintritt! Komm, Minkwitz, laß uns niedersitzen, es ist noch früh am Tage und mich ergreift es gar seltsam bei diesem Anblick! Mir hat es so lange gebangt vor dem Wiedersehen des Grafen Steinfeder; ich vermied ihm zu be-

gegnen, als er neulich in Berlin war, und nun komm' ich doch als Gast in das Haus des Mannes, dessen Tochter —" der Churprinz stockte, dann schloß er mit einem Seufzer, „ich so heiß geliebt!"

Georg von Minkwitz schwieg. Er war weniger verändert wie der Churprinz, aber doch auch vom Jüngling zum voll entwickelten Manne geworden. In seiner Eigenschaft als erster Cavalier der Churfürstin Elisabeth, hatte er diese nur selten auf längere Zeit verlassen und auch dann nur, um in ihrem Dienste irgend welche Geschäftsverhandlungen zu erledigen. Aber trotzdem war sein Leben ein sehr bewegtes und angeregtes geworden.

Wittenberg, in dessen Nähe der Churfürst Johann Elisabeth das Schloß Lichtenfelde als Wohnsitz angewiesen, war in jener Zeit der Mittelpunkt aller geistigen Bewegung, und was Anspruch machte auf Bedeutung und einen Namen, das eilte nach Wittenberg, um durch eigene Wahrnehmung sich zu überzeugen von der treibenden Kraft, welche den Pulsschlag der Nation erhöhete und belebte, oder selbst die Träger des Zeitgedankens kennen zu lernen. Und mit der geistigen Reform, die in Wittenberg ihren Ausgang nahm, ging die politische Hand in Hand; die Fürsten, welche sich zum Evangelium bekannten, waren zugleich diejenigen, welche auf die Un=

abhängigkeit von Oesterreich hinarbeiteten. So lag auch der Schwerpunkt der politischen Bewegung größtentheils am Hofe der sächsischen Churfürsten und wenn diese ihre Residenz auch bald nach Coburg, Weimar, Wittenberg, oder Torgau verlegten, so blieben sie doch immer der Zielpunkt für alle neuen Ereignisse und Bestrebungen und wie schwach die Churfürstin Elisabeth auch zeitweise war, so nahm sie und ihr kleiner Hof doch den lebhaftesten und thätigsten Antheil daran. Georg von Minkwitz aber hatte sich nicht nur hineingelebt in die so neue, gewaltige Strömung, sondern wie schon seine Vorfahren als mächtige und weise Rathgeber ihrer Fürsten bekannt waren, wie schon sein Vater und sein Oheim sich als solche bei Friedrich dem Weisen bewährt, so hatte er sich nach und nach entwickelt zu dem besonnenen und einsichtsvollen Berather nicht nur seiner Herrin, sondern auch seines Landesfürsten und die weitgehenden Verbindungen der Minkwitze sicherten ihm einen bedeutenden Einfluß, wie ihn einst sein Vater besessen. Georg von Minkwitz hatte nicht des Ritters kühne Unternehmungslust und Abenteuersucht geerbt, im Gegentheil, wer den feurigen, schönen Jüngling gekannt, mußte sich billig wundern über den ernsten, fast kalt scheinenden Mann, mit den edlen Zügen und den

träumerischen Augen, die doch zu andern Zeiten wieder Feuer zu sprühen schienen. Er stand eben in einer andern Zeit und wie die Gedanken des Ritter Nikolaus, rückwärts schauend, die alte Ritterzeit zurückzurufen gestrebt hatten, dem Geist der Zeit zum Trotz, welcher die alte, abgenutzte Form dem Untergange zutrieb, wie dieser gescheitert war gleich seinem ärgsten Gegner Joachim I. an dem Widerstande gegen diesen Geist, der mit unabweislicher Gewalt sich auch die stärksten Feinde unterwarf und an dem inneren Widerspruch seiner Ziele, so blickte Georg von Minkwitz klug und beobachtend in die neue Zeit hinein, aus deren gewaltigem Wogen und Kreisen sich neue Lebensformen und Anschauungen hervorringen sollten.

Schweigend und nachdenklich hatten beide Männer so dagesessen und der Anblick dieser sonnebeglänzten Höhen und Thäler, der Duft der unabsehbaren Wälder, das Jubiliren dieser Tausende von Vögelstimmen schien sie in eine träumerische Versunkenheit zu wiegen.

„Sag mir eins, Minkwitz,“ begann nach einer längeren Zeit der Churprinz wieder, „wußtest Du, daß Bianca Steinfeder nicht todt war?“

„Nein, gnädiger Herr,“ erwiderte dieser, „ich wußte es nicht, erfuhr es erst nach langer Zeit, als mein Vater

sie am Hofe Sigismund's von Polen wiedergesehen hatte. Aber der Graf und die Gräfin und auch Eure Frau Mutter haben es gewußt, denen hat es Herzog Albrecht mitgetheilt, sobald der Doctor Hessus, der die Bianca sterbend im beschneiten Moor gefunden, sie genesen seinem Herrn zugeführt! Darüber soll aber freilich fast ein halbes Jahr vergangen sein in schwerer Krankheit für die Tochter und in Thränen und heißem Schmerz für die Aeltern. Aber wie habt Ihr es erfahren, und erst jetzt Euer Gnaden?"

„Es ist sonderbar, wie sie mir völlig gestorben ist!" sagte Joachim leise zu sich selbst und doch auch zu seinem Freunde. „Ich habe sie beweint und betrauert, wie außer ihr noch Niemand auf der Welt; mir war, als halte sie meine Seele fest in ihrem todten, kalten Herzen; ich konnte nicht loskommen von dem verzweifelnden Schmerz und der heißen Sehnsucht nach ihr. Und dann dies Ende! Wie war sie gestorben nach aller Meinung! Elend im Moor versunken, auf der Flucht vor meiner Liebe, vor dem, was sie Sünde nannte! Minkwitz, ich galt für den beneidenswerthen Erben der brandenburgischen Krone und kein Elender in den Landen meines Vaters war so elend, wie ich. Denn ich glaubte, trotz ihres Widerspruchs, daß sie mich liebte, mir galten

tausend Zeichen für untrüglich. Nun war sie in den Tod gegangen um ihrer Ehre, ihrer Reinheit willen und ich war ihr Mörder!

„Ich habe nicht gelebt jahrelang, nur gelitten, furchtbar gelitten durch sie, um sie. Dann, nach und nach überwand ich, meine Seele wurde freier, mein Herz leichter, und die Zeit lehrte mich vergessen was todt war. Da, nach des Steinfeder Abreise, denke Dir mein Erstaunen! befragt mich der Churfürst um meine Liebe zu der Bianca; ich bemerkte wohl, wie er seit Jahren geahnt hat, was mich quält und als ich ihm nun offen darüber rede und ihm gestehe, wie sie nun völlig vergessen und verschmerzt sei, da sagt er mir, er wolle mein Herz befreien auch von der vermeinten Schuld, die Bianca lebe! Mein erstes Gefühl war bitterer Zorn, daß man mich so furchtbar hatte leiden lassen; aber er rechtfertigte die Churfürstin, meine Mutter, er lobte sie um ihrer Weisheit willen, und ich mußte zugestehn, ich hätte die Bianca mir geholt, wenn ich sie lebend wußte, auch aus des Satans Klauen. Dann aber kam eine tiefe Bitterkeit gegen sie selbst über mich, um die ich so schwer gebüßt hatte. Sie hat mich nicht geliebt; hätte sie es, sie würde meiner Qualen gedacht und, in Sicherheit vor mir, mich getröstet haben. Bianca Steinfeder's Bild ist

aus meiner Seele gerissen, der Platz wo das Götzenbild stand, ist leer."

„Ist Euch das nun eine Wohlthat?" fragte Georg von Minkwitz und sah ernst und forschend den Churprinzen an.

„Vor Jahren hätt' es mich geschmerzt," antwortete dieser, „jetzt war sie eben todt, auch in meiner Seele, und es ist ein eigen Ding um das Absterben, ich habe viel darüber denken müssen. Erst solche Todte, die auch der Seele gestorben, die verschmerzt und vergessen wurden, sind wahrhaft todt."

Ein stilles, schwärmerisches Lächeln flog über Georg's Züge und man sah es seinen Blicken an, wie sie fortflogen weit hin über die Berge und Thäler nach Norden zu, wo eine schöne, milde Frau in herrlichster Jugendblüthe zu dieser Stunde am Arm eines greisen, kranken Mannes im Parke von Wolfenbüttel sich erging, in deren Herzen der köstliche Sonnenschein längst verhallte Klänge aus der Jugendzeit weckte.

„Mein treues, holdes Weib,!" sagte jener greise Herr, Herzog Erich, mit dem bekannten gütigen Lächeln, „Du hast mir nun zwei prächtige Knaben geschenkt, wie soll ich Dir danken für das Glück, mit dem Du mein Leben erhelltest?"

In der Ferne sah man Wärterinnen und Diener und sie alle bemüht um zwei kleine Kinder, von denen das Jüngere noch auf den Armen getragen wurde.

„Daß Ihr wieder gesund und kräftig werdet, Erich!“ sagte die Herzogin Elisabeth. „Die böse Erkältung des Winters hält Euch lange fest; mir bangt, Ihr fühlt Euch schwächer, als Ihr sagt.“

„Meine Elisabeth!“ rief dankbar und gerührt der Herzog. „Höre, meine schöne Herzogin, mir ist heute, als wüßt ich nichts, was schön und gut genug wäre, Dich zu beschenken, und ich möchte Dir etwas Großes, etwas ganz Besonderes zu Liebe thun, hilf mir, mein liebes Weib, bitte Etwas von mir, gieb mir die Freude Dich zu erfreuen.“

„Das kann schon geschehn, Erich, hab' ich doch schon lange eine schwere Bitte auf dem Herzen! Will mein lieber Herr auch nicht zürnen, wenn ich nun bitte?“ sagte lebhaft die junge, schöne Frau.

In des Herzogs Augen leuchtete es verstehend auf.

„Bitte, mein Weib, es ist schon gewährt!“ rief er ermunternd.

„So gebt die Prediger frei, Herr, die gefangen sitzen, um des Evangeliums willen!“ sagte sie zögernd und ihn ängstlich ansehend.

„Sie sind frei! Sie sind Euer, Herzogin!“ lächelte gütig Erich von Braunschweig.

„Alle Vier! und sie dürfen ziehn, wohin sie wollen?“ jubelte die Herzogin auf.

„Wohin Ihr wollt, Elisabeth, und Ihr sollt sie nicht mit leeren Händen ziehen lassen, denn ich weiß gar wohl, der übereifrige Buchholtzer ist ein alter Bekannter von Euch,“ bestätigte der Herzog. „Aber, mein liebes Weib, bitte mehr, bitte eine Freude für Dein eigen Herz!“ fügte er hinzu.

Sie wurde plötzlich roth und blaß. Der Herzog sah ihre Bewegung, ihr Zögern.

„Nun, Elisabeth?“ fragte er sie mit einem hellen, offnen Lächeln ermuthigend.

„O, mein Gemahl! Ich kann ja nicht fort, ich verlasse Euch nicht, so lange Ihr nicht gesund seid!“ rief sie in großer Aufregung, und man hörte doch den heißen Wunsch fortzukommen!

„Thorheit, liebes Weib! Ich werde mich bei dem milden Wetter bald vollends erholen! Frau Herzogin, soll die Großmutter Eure lieben Knäblein nicht endlich segnen und küssen dürfen?“

„Erich, Erich! Ihr seid zu krank, ich gehe nicht, aber das Wort lohne Euch Gott, wie ich es lohnen will

mit meiner treuesten Liebe!“ rief die Herzogin in einen Strom von Thränen ausbrechend und ihren Gemahl mit Wärme küssend.

„Mein liebes Weib!“ rief der Herzog ganz glückstrahlend ihre Zärtlichkeit erwidernd. „Und nun hört, Frau Elisabeth,“ fuhr er dann fort, sich ein strenges Ansehn gebend, „nun verbitt' ich mir, daß Ihr mir widersprecht, Ihr sollt bedenken, daß das Weib dem Manne unterthan ist und ich, Euer Herr und Gemahl, befehle Euch, unverzüglich abzureisen und Unsere beiden Prinzen Eurer frommen Mutter zu bringen, daß die Kindlein des Segens der edlen Frau theilhaftig werden! Grüßt die Frau Churfürstin von mir und beklagt Euch nicht zu sehr über mich! Und noch eins, mein holdes Weib,“ fuhr er dann innig zu ihr niederblickend fort, die noch immer weinend vor übergroßer Freude an seiner Brust lag, „nicht wahr, Elisabeth, der Junker Minkwitz ist dort, er raubt mir Eure Liebe nicht?“

Die Herzogin blickte rasch und mit vollem offenen Ausdruck den Gemahl an.

„Erich, Ihr wißt es, laßt mich um seinetwillen ruhig ziehen; ich bin Euer Weib und das ist genug!“ sagte sie ernst.

„So zieht mit Gott, meine theure Herzogin, und

wenn Ihr Euch der Mutterliebe gefreut habt, dann gedenkt, daß ich Euch mit Sehnsucht zurückwünsche," schloß der Herzog.

Georg von Minkwitz im fernen Thüringen sah nichts von dieser Scene im Garten zu Wolfenbüttel, aber vor seinen Augen schwebte das Bild der einstigen Geliebten und er dachte daran, daß diese Liebe ihn zu dem gemacht, was er geworden war.

Dieselbe Sonne aber leuchtete über den Knäblein der Herzogin Elisabeth wie über deren Großmutter von Brandenburg, die jetzt, von Ursula von Zedwitz unterstützt, heraustrat auf den Söller von Schloß Kastein und mit tiefem, frohen Aufathmen die köstliche Frühlingsluft einsog, ohne Ahnung, daß dieser Tag ihr eine heißersehnte Freude in dem Besuch des Sohnes bringen werde, daß er ein neuer Wendepunkt ihres schwergeprüften Daseins sei. Frühlingsluft, Genesung von langer wiederholter Erkrankung, die schöne Gegend, der tiefe Sonntagsfrieden und in der Ferne Gesang der Gemeinde, der jetzt, nach der Predigt, wieder begann, stimmten das Herz der ernsten, bleichen Frau froher und hoffnungsfreudiger, wie sie sich seit Jahren gefühlt und mit inbrünstigem Aufblick hob sie die Augen und die Hände

dankend und flehend zum Himmel auf: „Ja, eine feste Burg ist unser Gott!“

Das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn duldete keine Zeugen. Heimlich hatte vor Jahren der Churprinz sie einmal in Lichtenfelde gesehen, jetzt kam er mit Bewilligung seines Vaters und dies war der Churfürstin eines der vielen Anzeichen, daß ihr Gemahl sie milder beurtheile als früher.

Später saßen Graf Steinfeder, der Churprinz und Georg beim Becher und nun kam mancherlei zur Sprache, was Joachim seiner Mutter erst nach und nach mitzutheilen gedachte. Er sprach es eben aus, daß er sie sehr verändert finde, daß eine bange Sorge um ihr Leben ihn überfallen habe.

„Verzeiht Euer Gnaden,“ wendete Graf Steinfeder ein, „ich kann das nicht so sehr finden; Eurer Frau Mutter Liebden hat sich schon wunderbar erholt, mir dagegen ist es schmerzlich aufgefallen, wie der Herr Churfürst, Euer Vater, und mein verehrter Herr, so arg verfallen und von Krankheit zerstört scheint. So schlimm hatte ich es mir nicht vorgestellt, ich fürchte, der Herr trägt die Last des Lebens nicht mehr lange.“

„Wolle Gott in Gnaden verhüten, daß Ihr Recht hättet, Graf,“ rief der Churprinz ernst. „Ich habe

mich auch schon um ihn gesorgt, aber er weis't jedes Bemühen, jede Theilnahme zurück und Ihr kennt sein argwöhnisch Gemüth, man mag kaum fragen. Gott weiß, mich verlangt nicht nach dem Regiment! Der Herr Vater hat es gut und mit Ehren geführt, und eine schwere Bürde daran getragen!"

„Ist es wahr, gnädiger Herr, daß er sein Testament gemacht hat und in Liebe und Vergebung der Frau Churfürstin gedacht?" fragte Steinfeder, in der Theilnahme für die edle Frau wohl etwas zu weit gehend.

„Ja, Graf! Ich würd' es Keinem antworten, außer Euch. Dies ist's, was mich herführt. Der Churfürst hat in seinem letzten Willen befohlen, daß er, möchte er nun früher oder später abscheiden, als die Frau Churfürstin, begraben sein wollte neben ihr, auf daß im Tode wieder vereint sei, was das Leben getrennt habe."

„O, Herr Gott, wie würde das Frau Elisabeth freuen, wenn sie's erführe!" rief Georg von Minkwitz.

„Sie soll es wissen, ich hoffe, sie schreibt dem Vater ein versöhnend christlich Wort, es thäte ihm wohl zu fühlen, daß auch sie geneigt ist zu vergeben."

„Aber sie ist es, es hat ja nur am Churfürsten gelegen, daß keine Versöhnung zu Stande kam," rief Graf Steinfeder.

„Ihr kennt den Herrn, er fühlt sich im Rechte, und ich glaube ehrlich,“ erwiderte stockend der Churprinz, „ein solcher Versöhnungsact risse nur alle geschlossenen Wunden wieder auf, denn die Gründe der Trennung sind ja geblieben.“

„Der Herr Churfürst giebt nimmer nach, aber er weiß jetzt, was alle Welt weiß, er kann dem Lutherthum die Thore nicht schließen,“ sagte Steinfeder. „Ich und mein Weib haben mit Verbannung gebüßt, was Jeder jetzt bei Euch thut. Es giebt kaum noch eine Burg, einen Edelhof, oder eine Stadt in den Marken, in welcher nicht heimlich die neue Lehre gepredigt würde und daß Mathias von Jagow beide Augen zudrückt gegen solche „Ketzerei,“ das weiß der Herr Churfürst auch!“

„Ich glaube es selbst,“ erwiderte Churprinz Joachim traurig, „und das ist's, was den Löwen zusammenbrechen macht. Ach, Graf, er hat das Rechte gewollt, treu und ehrlich! Er hat geirrt, hat das Licht Gottes für ein Irrlicht gehalten und wenn er fehlte, so war's, daß er den Fehler, den Irrthum nicht einsehen, noch weniger eingestehen wollte! Ich seh' es mit heißem Mitleid, wie es ihm wurmt, daß all sein Streben fruchtlos war, so meint er nun in seiner Verbitterung. Ich aber sage Euch, meines Vaters feste, eiserne Hand ist in

den Marken doch ein Segen gewesen, denn all die wilde, blutige Gährung hat sich an unsern Grenzen gebrochen. Friedlich haben Bürger und Landmann geschafft und sind gediehen, während aller Orten die Welt in Flammen stand! Friedlich und still wird sich der Widerstreit lösen und wahrlich, ich wünsche mir, daß auch mir mein Sohn dereinst nachrufe, was ich dem Vater mit Stolz nachsage: Er hat seinen Marken Glück und Frieden gebracht und jeder Bürger, jeder Bauer wird ihn beweinen!"

„Wohlgesprochen, gnädiger Herr! Euch aber bleibt ein schönes Werk übrig und Ihr werdet es mit Ruhm hinausführen," rief Steinfeder herzlich.

Ein seltsames lautes Geräusch, von draußen kommend, rief die Herren auf den Söller. Da bot ein in diesen Gegenden noch ganz unbekannter Anblick sich ihren Augen.

Wohl über hundert schmächtige, braune, kaum bekleidete Gestalten zogen am Schlosse vorüber in die Berge hinein, mit schwarzen, feurigen Augen neugierig und listig umherspähend. Seltsame Trachten und Kopfbedeckungen schmückten die Weiber, besonders die jungen, von denen einige sehr schön waren und grelle Farben, leuchtendes Gelb und Roth, schienen sehr beliebt. Auf Karren und Lastwagen, von struppigen, kleinen Pferden gezogen, führten sie ihr Hab und Gut

mit sich und den Schluß des Zuges bildete eine Art Sänfte, in welcher ein mit Gold und Silberschmuck überladenes Weib von stolzem, schönem Aussehen, durch vier dieser braunen, halbnackten Männer getragen wurde, während zwei Affen auf der Sänfte umherkletterten und, an eine Stange gekettet, ein buntfarbiger Papagei allerlei fremde Worte schrie. Wunderlichen Instrumenten entlockten die Kinder des Zuges, und es gab deren von jedem Alter, oft melodische, oft schreckliche Töne, es war ein wildes Durcheinander und eiliges Vorwärtsstreben, und der ganze Zug ging dicht am Schloß vorbei tiefer in die Berge hinein.

„Zingari! Zigeuner!“ rief der Churprinz erstaunt. „Ich sah sie, als ich mit dem Heere durch Oesterreich zog!“

„Aber was wollen sie? Wo kommen sie her?“ riefen Steinfeder und Georg.

„Man erzählt, sie seien aus Indien, Egypten, — was weiß ich, woher? Aber sie thun Keinem Leides, laßt sie gehen.“

Auch die Churfürstin war von dem Lärm geweckt und trat hinaus, voll Interesse den fremdartigen Aufzug beobachtend.

„Sind sie Christen?“ fragte sie.

„Sie nennen sich so, aber ich glaub' es nicht!" hatte der Churprinz erwidert.

— — — — — — — — — — —

Mehrere Tage waren der Mutter wie dem Sohne in stillem Glück vergangen. — Es gab so tausenderlei zu fragen und zu berichten. Zuerst von der Verbannung der Frau Barbara in ein Kloster in Böhmen, weil der Churfürst entdeckte wie sie die Spionin war, die jeden seiner Gedanken, wie jede seiner Handlungen an den Kaiserhof brachte. Und als Frau Barbara's Herrschaft so jäh gestürzt war, da hatte man in ihren Zimmern versteckt jene Kleinodien gefunden, deren widerrechtliche Mitnahme der Churfürst seiner Gemahlin nach deren Flucht so bitter vorgeworfen. — Vergeblich hatte damals Frau Elisabeth öffentlich erklärt, sie habe, auf ihren Eid, nur 6 Goldgulden — und ihren Leibgedingebrief — mit sich geführt. Der Churfürst hatte es nicht geglaubt, hatte einen der bittersten und gehässigsten Anklageartikel aus diesem angeblichen Raub gemacht und die Sache war niemals aufgeklärt worden, bis Barbara's schmählicher Betrug an's Licht kam.

Was der Churfürst damals empfunden haben mochte, und ob nicht aus der einen Entdeckung noch

mehrere gefolgt, das wußte Niemand; — Joachim hatte sich in das gewohnte düstere Schweigen gehüllt.

Dann war Magdalena's Tod ein Gegenstand ernster Gespräche zwischen Mutter und Sohn. Die Churprinzessin war gestorben wie sie gelebt hatte, eine bittere, gehässige Feindin des Evangeliums, eine kalte, unnahbare Natur und wie sie keine Liebe gegeben, so folgte ihr auch keine nach. Der Churprinz machte kein Hehl daraus, daß ihr Tod, der ihn anfangs doch schwer erschüttert hatte, ihm eine Befreiung scheine.

Die frühen Morgenstunden und die des Abends waren weiten, einsamen Fußwanderungen gewidmet, auf denen zuweilen Minkwitz den Churprinzen begleitete.

Einer dieser wundervollen Maientage hatte den Letzteren schon früh hinausgelockt; im Walde sich verirrend hatte er in einer Hütte etwas Brod erhalten, dann erquicklich und lange am Rande eines Quells, auf frischem, üppigem Moos geschlafen, und sich endlich auf dem bekannten Rückwege gefunden, als schon die Sonne sich zur Rüste senkte. Aber mochten es die Waldgeister, mochten es die Gedanken sein, die den Churprinzen in die Irre führten, er hatte abermals Weg und Steg verloren und gelangte, sich jetzt nur nach dem Stande der Sonne zurecht findend, an eine nach Westen

zu offne, enge Thalschlucht, aus welcher seltsame, fremdartige Melodien ihm entgegen klangen, die ihn lebhaft an die Zingari erinnerten, die vor einigen Tagen Schloß Kastein passirten. Hinter Buschwerk, welches den Rand des Waldes bildete, versteckt, hatte der Churprinz hinunter gespäht, die Ursache jener Musik zu erfahren, aber ganz erstaunt blieb er stehen und starrte auf das Bild, welches sich dort unten seinen Augen bot. — Drüben jenseit der Schlucht hob sich der Berg wieder, aber flacher und weniger steil anstrebend, und an demselben lag, halb im Wald versteckt, und mit der Aussicht auf dies enge Thal, welches von einer Wiese gebildet wurde, ein sehr verfallen aussehendes, altergraues Haus, in der Art, wie es begüterte Bauern zu errichten pflegten und doch wieder von einer Stattlichkeit, die sofort erkennen ließ, es hätte niemals einen bäuerlichen Besitzer gehabt. — Auf dem First des Daches prangte das Brustbild eines weißen Hirsches mit einem wahrhaft riesigen Geweih, — die Fenster waren in Blei gefaßt, in einer künstlerischen und vornehmeren Art, als der Thüringer Bauer es kannte und die Hausthür zeigte schwere Eisenbeschläge und künstliches Schnitzwerk. Aber das Alles hatte vom Zahn der Zeit stark gelitten, der Hirsch sah schmutzig

grau aus, das Dach war schadhaft, die Schindeln hier und an den Hauswänden zeigten Lücken, die Fenster ebenfalls und über dem Ganzen lag ein Ausdruck von Verlassenheit, den man nicht verkennen konnte.

Unten auf der Wiese aber entfaltete sich ein um so geschäftigeres Leben und Treiben; — dort glühten Feuer, über denen dampfende Kessel brodelten, die Lastwagen standen hier und da abgeschirrt umher, während in einiger Etnfernung die Zugthiere an langen Stricken fleißig gras'ten. Das ganze bunte Treiben eines Zigeunerlagers, wie es die späteren Zeiten nur zu gut kannten, entfaltete sich vor des Churprinzen Augen und die zahlreichen Gestalten, die dasselbe belebten, machten auf den aufmerksamen Zuschauer keineswegs einen sehr vertraueneinflößenden Eindruck. — Jene Frau, die so reich geschmückt in der Sänfte getragen worden war, ging hier in demselben Schmuck und in halb orientalischem, halb der civilisirten Welt entliehenem, glänzendem Anzuge durch die Reihen, wohin sie kam ehrfurchtsvoll begrüßt und dann ihrerseits stolz das Haupt neigend, oder hier und dort gelassen einen Befehl ertheilend. Die Abend-sonne vergoldete die Fenster des Jagdschlößchens, denn ein solches konnte es am ersten sein, während der Himmel in Gold zu strahlen schien und auf der Schlucht schon

der Abend mit seinem Dämmerlichte und einem leichten aufsteigenden Nebel lag.

Da knarrte plötzlich die Thür drüben und aus dieser heraus trat eine völlig anders, aber ebenso fremdartig gekleidete Frauengestalt. Das Geräusch hatte die Zigeuner aufmerksam gemacht; ein Ruf flog von Mund zu Munde, Jeder verließ die Beschäftigung, bei welcher er gewesen und eine ehrfurchtsvolle Stille legte sich über das unruhige Völkchen. Das junge Weib aus dem Schlößchen hatte sich langsam der Schlucht genähert, sie plauderte mit zwei hinter ihr gehenden alten Leuten, einem Manne und einer Frau, die ähnlich, nur schmuckloser und einfacher costümirt waren. — Anfangs hatte der Churprinz diese Drei auch für Zigeuner gehalten, jetzt standen sie fast dicht vor ihm, er konnte jedes Detail ihrer Erscheinung unterscheiden und gewahrte nun zu seinem grenzenlosen Staunen, daß diese Frau aus dem Schlößchen ein ganz junges, etwas bleiches, aber eigenthümlich liebliches Mädchen war, dessen dunkle Augen mit lachender Neugier auf dem Bilde vor ihm ruhten. Ihr langes, dunkelblondes Haar hing in zierlich geflochtenen Zöpfen um einen goldenen Pfeil geschlungen an ihrem Hinterkopfe und wurde an den Schläfen mit hochrothen Bändern zurückgehalten, während eine Art

Helm, oder Käppchen von Pelz und Sammt, woran ein kurzer Federbusch, darauf ruhte. Nie hatte der Churfürst eine Tracht gesehen gleich der jener Frau, oder Jungfrau, nie solch eigenthümlichen Schmuck, wie sie ihn am Halse, an den Armen, als Gürtel trug und noch weniger kannte er diese hochgelben Stiefel, die, mit Sporen, Glöckchen und Pelzbesatz geschmückt, den kleinen Fuß und das zierliche Bein des Mädchens umschlossen.

Jetzt stand sie mitten unter den Zigeunern und diese waren niedergekniet, bogen die Stirn auf die Erde, oder das Gras und zeigten eine Unterthänigkeit, die sie vorhin dem Weibe aus ihrem Volke nicht in gleichem Maße bewiesen hatten. Dieses selbst aber, stolz sich der schönen Fremden nähernd, kniete mit Anmuth nieder und küßte den Saum des Gewandes derselben, während jene sich von dem grauköpfigen Begleiter eine Börse reichen ließ, deren Inhalt sie lachend unter die Menge vertheilte.

Der Churprinz war wie angewurzelt Zeuge dieser Scene gewesen. Jetzt hörte er wie die Zigeuner ein Geschrei anhuben, durch welches Freude und Ehrfurcht ausgedrückt zu werden schienen. Er mußte wissen was das sei, wer diese Menschen, dieses seltsam schöne, junge Weib war, das so übernatürlich, und doch so voll

irdischen Reizes schien. Rasch vortretend wollte er den Abhang hinunter klettern, da bemerkte er unter demselben einen breiten Fluß und hielt zögernd ein, klar erkennend, daß er hier nicht hinunter konnte.

Aber vielleicht gab es einen anderen Weg. Rasch wandte er sich ins Holz zurück, in der Absicht einen solchen zu suchen. Nach wenigen Schritten aber stand er vor einer Felswand, die jedes Vordringen unmöglich machte; — er eilte nach der andern Seite, hier hemmte eine andere steilere Schlucht ihn und als er endlich zurückkehrte auf seinen Beobachtungsposten, da war die anziehende Fremde verschwunden und unten im Thal lag tiefes Dunkel, die Zigeuner bereiteten sich sichtlich vor schlafen zu gehen.

Aus dem Schlößchen aber erhob sich eine leise Rauchwolke, er sah innen Licht und mit dem Gedanken „Morgen! Morgen kehre ich hierher zurück" trat er in den Wald, um nach abermaligem, jetzt ziemlich mißvergnügtem Umherirren erst spät nach Schloß Kastein zu gelangen.

Hier herrschte eine ganz ungewöhnliche Unruhe. Diener liefen hin und her, alle Fenster waren erleuchtet, in der Halle saßen der Graf und die Gräfin neben einer fremden, stattlichen Dame und die Churfürstin schritt

am Arme eines alten vornehmen, kräftig gebauten Cavaliers auf und ab, während Georg von Minkwitz an der andern Seite desselben ging und mit freudeglänzenden Augen auf das Gespräch jener Beiden horchte.

Man sah den eintretenden Churprinzen erst gar nicht, er aber hatte mit einem Blicke überschaut, daß man ein festlich Mahl rüstete und daß die Gäste noch nicht gar lange angekommen sein konnten.

„Da ist er!" rief plötzlich die fremde Dame, rasch aufstehend und diese Stimme zuckte durch das Herz des Churprinzen wie ein leuchtender Blitz! Er kannte sie, er hatte sie oft gehört, o, was hatte er einst gelitten in der Sehnsucht, der vergeblichen Sehnsucht sie wieder zu hören! —

Eh' er's hindern konnte war die Fremde vor ihm auf den Knien und hatte seine Hand mit ihren Lippen berührt.

„Mein gnädiger, mein theurer Herr!" rief sie und blickte zu ihm auf.

„Bianca!" rief dieser wie in jähem Schrecken. Dann faßte er sich plötzlich und sie mit einem raschen, neugierigen Blicke musternd, sagte er mit fallender Stimme und viel kälterem Ausdruck: „Gott grüß Euch, Gräfin Bianca, seid willkommen daheim!"

„Vergebt mir, Herr! Vergebt mir was ich in guter Absicht that!“ bat sie.

„Bitte, steht auf, Gräfin,“ erwiderte der Churprinz und er fühlte diese Stimme, diese Augen hatten doch noch Macht über ihn; „erhebt Euch, nicht ich bin es, der Vergebung zu gewähren hat und ich kann Euch nicht sagen wie dankbar ich bin, daß der Herr Euch so sanfte Wege führte!“ — Er hatte sie mit aller ihm eigenen Ritterlichkeit aufgehoben und, den ernsten Ton fallen lassend fügte er heiter hinzu: „Ihr habt Euch sehr verändert, Bianca, aus der Grazie ist eine Juno geworden, Ihr werdet mit dem Wechsel nicht unzufrieden sein dürfen!“

Sie lächelte ihn eigenthümlich melancholisch an, aber zur Antwort blieb keine Zeit, denn jetzt war die Churfürstin herangetreten und mit einer Wärme und Freudigkeit, wie man sie fast nie bei ihr bemerkt hatte, sagte sie zu dem Churprinzen: „Und nun schaut diesen Herrn an, Euer Liebden, kennt Ihr den treuesten, den besten Freund Eurer Mutter?“

Der forschende Blick des Churprinzen hätte den Ritter Minkwitz in diesem weißbärtigen Heldenantlitz doch nicht erkannt — Georgs Augen sagten es ihm.

„Ritter Nikolaus! Wirklich? Ihr kehrt heim! O Ritter, das ist recht, das ist schön, wir können solche

Männer wie Ihr seid nicht entbehren! — Ihr und Steinfeder gehört zu Brandenburg für immer!“ hatte er lebhaft ausgerufen.

Es war ein froh bewegter Abend und eigenthümlich erregte Herzen waren es, die hier, unter heiterem, harmlosen Plaudern, bemüht waren eine gewisse Klarheit in ihre Gefühle zu bringen. Des Churprinzen Augen suchten verstohlen immer wieder in den Zügen dieses kalten, stolzen Mädchens jene Bianca Steinfeder zu finden, die er so heiß geliebt. Vergeblich, — nichts erinnerte mehr an jene Zeit. Die Bianca, die er jetzt vor sich sah, war ein durch das Leben ganz eigenartig entwickeltes junges Weib, welches neben strenger, keuscher Jungfräulichkeit ein außerordentlich klares, treffendes Urtheil und eine gewisse Herrschgewohnheit zeigte, die wiederum wunderbar mit der tiefen Melancholie ihrer Augen contrastirte. Und diese Augen wieder, die so ernst und ruhig blickten, suchten immer von Neuem, Allen unbemerkt, nach einem einzigen Blick tieferer Theilnahme von Georg von Minkwitz, der unbefangen und freudestrahlend sich nur mit dem Vater beschäftigte. Die Steinfeders kannten des Glückes über die Heimkehr der schönen Tochter kein Ziel und thaten hundert Fragen, welche diese jedoch mit einer gewissen Zurückhaltung be-

antwortete. Die Churfürstin hatte vollauf zu thun, mit dem Ritter ihrer beider Erlebnisse zu besprechen und so verging der Abend im Fluge. Aber noch spät in der Nacht saßen Aeltern und Tochter beisammen und was diese letztere ihnen berichtete über die Ursache dieser unvermutheten Heimkehr, über die geheime Mission des Ritters, das erfüllte den Grafen, wie die Gräfin mit Staunen und zeigte ihnen, welches Vertrauen ihre Tochter bei König Sigismund sich erworben.

Das Leben auf Burg Kastein gewann durch die Gäste eine sehr angenehme und wohlthuende Auffrischung. Der Ritter hatte auffallend viel mit dem Grafen zu verhandeln, beide ritten oft tagelang fort und ließen der Gräfin Bianca volle Muße, mit der Churfürstin und der Gräfin Mutter wieder ihrerseits lange geheime Unterredungen zu führen, die sichtlich alle drei Frauen sehr befriedigten, oder zu andern Zeiten mit dem Churprinzen heiter und klug zu plaudern.

Ohne die Vergangenheit jemals wieder näher zu berühren, hatten die Beiden sich auffallend rasch in ein Freundschaftsverhältniß hinein gefunden, welches ihnen in gleichem Maße wohlthuend erschien und Bianca verstand es dann so anziehend, so lebhaft von dem Leben am Hofe Sigismunds zu erzählen, die einzelnen Personen,

den König, die Königin, die Prinzessinnen so anschaulich zu schildern, daß sich der Churprinz bald für alle diese ihm ganz fremden Menschen lebhaft interessirte. Besonders liebreizend schien die Prinzessin Jadwiga nach Bianca's Bericht und die Art, wie diese die Sanftmuth und Herzensgüte des jungen Königskindes, gegenüber der selbstsüchtigen und herrischen Stiefmutter schilderte, rührte dem jungen Fürsten oft das Herz, so daß ganz von selbst die arme Prinzessin Jadwiga fast jedesmal der Mittelpunkt ihrer Unterhaltungen wurde.

Nur ein Mensch ging mit gewohnter, schwer errungener Ruhe in immer gleicher Weise seinen Weg, und dies war Georg von Minkwitz. Der Churprinz hatte Gräfin Bianca sehr gern, sie war ihm eine ganz neue Lebenserscheinung, die nichts gemein hatte mit jener Bianca seiner ersten nun erloschenen Liebe; aber wie sehr diese Liebe gestorben war in ihm, das bemerkte er selbst mit einigem Befremden, als er, ohne jede Regung von Eifersucht, ansehen konnte, wie Bianca's Augen nur Georg suchten, wie sie ihn verfolgten, wenn er ging, mit einem frohen Aufleuchten ihn begrüßten, wenn er sich ihr einmal näherte. Georg bemerkte nichts davon, aber eines Tages hatte sie den Churprinzen viel befragt

über ihn und er hatte zuletzt scherzend gesagt: „Ihr nehmt viel Antheil an Minkwitz, schöne Bianca!"

Da war sie bis zum dunkelsten Purpur erröthet, hatte sich abgewandt und nie wieder von Georg geredet.

In dies heitere, wechselvolle Stillleben kam nun noch die Meldung des bevorstehenden Besuchs der Herzogin Elisabeth. Schloß Kastein konnte kaum so viel vornehme Gäste fassen, und der Graf Steinfeder genoß mit Stolz und hochgetragenem Haupte die Genugthuung, in solcher Weise als der anerkannte Führer der brandenburgischen Reformbewegung dazustehen. Nichts hätte dem Churprinzen willkommener erscheinen können, als grade jetzt ein triftiger Grund seinen Besuch bei der Mutter zu verlängern.

Die vielfachen hier erörterten religiösen und politischen Fragen beschäftigten seinen Geist im hohen Grade, in den letzteren Tagen aber hatte sich auch Etwas ereignet, was einen tiefen Eindruck auf sein lange schon so still und stumm gewordenes Herz machte. Da Georg sich jetzt mehr seinem Vater widmete, so hatte der Churprinz seine täglichen Wanderungen in die Berge öfter allein gemacht, vergeblich aber sich alle Mühe gegeben das kleine Jagdschloß und die Thalschlucht davor wiederzufinden. Dagegen schien es ihm mehrfach, als sähe er

einzelne jener braunen Zigeuner seine Spur verfolgen, oder ihm auflauern, niemals aber fand er Gelegenheit diesen Argwohn bestätigt zu sehen und da er wohlbewaffnet und völlig furchtlos war, so achtete er nicht darauf, da ein Versuch diese Leute anzusprechen und zu befragen, an ihrer vorgeblichen Unfähigkeit die deutsche Sprache zu reden, scheiterte.

So hatte nach wenigen Tagen schon der Churprinz die seltsame Scene in der Schlucht fast vergessen und schritt mit der Zergliederung seiner Gefühle, für oder gegen Bianca, er war sich darüber kaum klar, durch den Wald, als er plötzlich wie gebannt stehen blieb. Durch die Stämme hin bemerkte er schon lange mehrere dieser braunen Gestalten unruhig ihn betrachten und verfolgen, jetzt sah er eine kleine Lichtung, dicht umgeben von Buschholz und nur nach der Seite hin eine schmale Oeffnung zeigend, von welcher er kam. Er kannte diesen Platz; dort lag ein kleiner Teich mit eigenthümlich schmeckendem, lauem Wasser, welches man für heilkräftig hielt; er hatte es auf der Jagd versucht, und rund um den Teich und über ihn streckten ungeheure Buchen die Aeste mit ihrem reichen Blätterschmuck aus. Es war ein lauschiges, stilles Plätzchen und grüngoldene Lichter

huschten zitternd und beweglich über das Moos und den Wasserspiegel.

Von dort kam der Gesang einer weichen Frauenstimme und die fremde Sangweise, die an die Melodien der Zigeuner erinnernd, eintönig und melancholisch klang, mahnte ihn plötzlich wieder an das Mädchen im Jagdschloß.

Er ging rasch der Stimme nach und trat auf den freien Platz, wie angewurzelt stehen bleibend, denn da lag dicht am Teich, sich in demselben spiegelnd, jenes liebliche Mädchen und kämmte mit ihren edelsteingeschmückten Händen ihr langes, noch ganz feuchtes Haar, band es in Zöpfe und ahnte nicht im Mindesten den Lauscher. Dieselbe ältliche Dienerin, die er schon neulich gesehen, war beschäftigt feuchte Tücher zusammenzulegen und sie war es, die zunächst den Churprinzen sah, welcher, um nicht für einen unziemlichen Beobachter zu gelten, rasch vorgetreten war.

Die junge Fremde sprang auf, einige Worte in fremder Sprache rufend, welche sichtlich den Befehl enthielten stehenzubleiben, sich ihr nicht zu nahen. Ihre Augen funkelten, sie sah frisch aus wie eine bethaute Rose, wenngleich ihre Züge durchaus nicht regelmäßig waren.

Zugleich rief die Alte in derselben fremden Sprache

etwas und der Churprinz glaubte seinen Namen durchklingen zu hören; das junge Mädchen sah ihn lebhaft forschend, neugierig an, dann erröthete es und der Alten ein schelmisches Lächeln zuwerfend, fragte es in sehr gebrochenem Deutsch: „Wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, hier einzudringen?“

„Ich bin ein Gast auf Burg Kastein, schöne Dame, aber wer seid Ihr?“ fragte sehr erregt der Churprinz.

„Ich bin die Waldfee, daß Ihr's wißt, und Ihr verdienet Strafe für Eure Keckheit!“ lächelte sie unbefangen und schelmisch wie vorhin und doch lag in jeder ihrer Bewegungen ein hoher Adel.

„Verzeiht mir, schöne Waldfee, ich hörte Euch singen und das thut Ihr ja bekanntlich, um uns Sterblichen in's Verderben zu ziehen; da müßt Ihr Euch nicht wundern, wenn ich Eurer lockenden Stimme folge und hier nun bin, müde, hungrig und erschöpft. Laßt mich bleiben, thut mir nichts Böses, sondern singt mir eins Eurer Lieder!“

Der Churprinz war so bereitwillig auf den Scherz der Fremden eingegangen, jetzt, wo sie ihm nach kurzem Zögern sogleich die Bitte um ein Lied gewährte, schien sie ihm wirklich fast unheimlich fremdartig. Er musterte sie vom Kopf bis zu den Füßen, es war auch nicht ein

Stück ihres Anzuges deutscher Art. Stoff, Schnitt und Zusammenstellung, ihre Frisur, ihre Fußbekleidung, Alles völlig ausländisch und auf den großen und schweren Silberspangen, welche ihre Arme umschlossen, sah er fremdartige Schriftzeichen eingegraben. Wer war sie, wem gehörte sie an? Er hatte sie in seinen Gedanken mit den Zigeunern niemals zusammengebracht, dort die Alte sah aber so seltsam braun und glutäugig aus, daß er nun wieder dachte, ob dies Mädchen vielleicht die rechte Königin jener Leute sei?

Leichthin und sonder viel Bedenken hatte er, ohne den Anstand zu verletzen, sie behandelt wie eine Person, welcher man Ehrfurcht und Ehrerbietung weiter nicht zu zollen hat, was war denn nun mit ihm, er sah sie an und jede Minute kam sie ihm vornehmer vor. Er fühlte sich ganz urplötzlich verlegen, beschämt, in einer Lage, die ihm unbequem war. Und sie saß da und sang mit einer wunderbar lieblichen Stimme eintönige Weisen ernst und mit einer Miene, als wolle sie ein müdes Kind einschläfern. Er schloß die Augen, Gedanken an Zauber überkamen ihn, aber ihm war plötzlich zu Muthe, als löse sich ein Druck von seiner Seele, den er kaum noch gefühlt, weil er sich schon daran gewöhnt hatte, ein wunderbares Behagen überschlich ihn.

Die Alte flüsterte etwas zu der Jungen, diese nickte und sang weiter; durch die geschlossenen Augenlider blinzelnd bemerkte er es.

Das war aber das Letzte dessen er sich erinnern konnte. Als er nach einer Stunde etwa erwachte war er allein und keine Waldfee zu sehen, dagegen aber ein brauner Zigeuner, der ihn aufmerksam beobachtet zu haben schien.

Der Mann verstand ganz genau des Churprinzen Fragen, hatte nichts gesehen, wußte nichts, konnte aber den Weg nach Schloß Kastein zeigen. Als jedoch nun der Churprinz ihn nach dem Jagdschlößchen, dem Lagerplatze seiner Leute fragte, da schien er plötzlich wie verdummt und gerade dies bestärkte den Churprinzen in der Annahme daß die geheimnißvolle Fremde zu den Zigeunern gehöre. Er verschwieg in Kastein das Abenteuer, ohne selbst zu wissen warum und vermochte es kaum über sich die gewohnte Zeit für seine Streifereien einzuhalten. Bei einem Bauern fragte er nach dem Besitzer des Jagdschlößchens, der Mann wußte nicht, was er meinte und verstand den fremden Cavalier und seine Fragen kaum. Von jetzt an war er rastlos im Walde umher suchend zu sehen, zu der Lichtung besonders führte ihn das Verlangen, das fremde Mädchen wiederzufinden und endlich am dritten Tage war es ihm gelungen.

Von da ab lebte Churprinz Joachim ein doppeltes Leben. Auf der Burg, wo man ihn mit Blicken heimlichen Einverständnisses sich selbst überließ, war er bemüht sich unbefangen zu zeigen, um nichts zu verrathen und doch hatte er nicht eher Ruhe, als bis er sein holdes Räthsel wiedergesehen. Sie nahm ihn mit sich in das verfallene Waldhaus, sie bewirthete ihn und plauderte mit ihm in einer Weise, die ihn das seltsame Mädchen immer räthselhafter und geheimnißvoller erscheinen ließ. Alles was sie sprach zeugte von Bildung, von einer genauen Kenntniß des Hoflebens, wie sie auch sehr viele berühmte Menschen, viele Fürsten persönlich zu kennen schien, ohne dies indeß jemals direct einzugestehen. Sie sprach über Staatsereignisse, über Vorgänge in dem Privatleben mancher Fürsten, als ob sie dabei gewesen, oder es aus bester Quelle genau erfahren habe. Sie kannte die Verhältnisse der Höfe des Ostens, wie des Westens genauer wie er selbst, sie hatte ihm lachend gesagt, wer er sei und wenn er sie dann bestürmte um Auskunft über sich, so lachte sie, blieb dabei sie sei die Waldfee und jener Teich der Eingang in ihr Reich. Zu andern Zeiten fiel es ihm auf, daß sie die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse nicht zu kennen schien, und oft sogar fehlte es ihr an Bezeichnungen für Dinge, die in Deutsch-

land im täglichen Lebensgebrauch waren, während sie zu anderen Zeiten merken ließ, daß die italienische und spanische Sprache ihr nicht fremd seien.

Eben so seltsam wie in diesen Dingen war sie in ihrem Verhalten. Unbefangen, zutraulich wie ein Kind, plauderte sie in der herzlichsten Weise mit ihm, jeden Versuch aber ihr von Liebe zu reden, ihr eine wärmere Huldigung darzubringen, wies sie zurück mit einer so hoheitsvollen Art, daß er, dem die Frauen stets hold gewesen, ganz verletzt von dieser Kälte, es versuchte sie ebenso zu behandeln. Das wunderliche Mädchen lachte dazu, und drang er dann in sie um die kleinste, bescheidenste Gunst, so antwortete sie mit dem Ausdruck der reinsten, süßesten Jungfräulichkeit:

„Nicht jetzt! Später!“ Oder „wenn Ihr Geduld habt und mich liebt, müßt Ihr um mich werben!“

Ein anderes Mal, wo es ihm schwerer wurde, seine Gefühle für sie in den Schranken zu halten, hatte sie zornig gesagt: „Um mich dürfen Fürstensöhne werben, aber auch die nur in allen Ehren!“

Doch sie vergab ihm nachher und wurde bald wieder die holde neckische, immer heitere Waldfee, die ihren Ritter mit tausend anmuthigen Scherzen und märchenhaften Phantasien ergötzte.

In dem Jagdschlosse umgab den Churprinzen dasselbe Räthsel; kahle Wände, der einfachste Hausrath und dabei die kostbarsten Teppiche, Pelze und Decken, die schönsten Silber- und Goldgeräthe für die Mahlzeiten, die auserlesensten Speisen und überall Ordnung und Sauberkeit.

Niemals aber auch nur die Spur von Dienerschaft oder sonstiger Hülfe. Es war Alles im Ueberfluß da, aber woher es kam blieb ein Räthsel. Daß indeß das ganze Volk der Zingari in einem Abhängigkeitsverhältniß zu der schönen Waldfee stand, war dem Churprinzen bald um so mehr klar geworden, als er sah wie jener alte Diener, der sich in völlige Stummheit hüllte, ihnen öfter Befehle gab und ihnen auch Geld auszahlte.

So war mehr als eine Woche vergangen und sie hatten sich täglich gesehen; es schien dem Churprinzen, als hätte er nie ein anderes Weib geliebt wie diese anmuthige, neckische Hedwig, die von ihren beiden Begleitern mit großer Ehrfurcht behandelt wurde. Tag und Nacht beschäftigte die Frage wer sie sei, seinen Geist und immer wieder ertappte er sich auf der bangen Furcht, daß sie ihm plötzlich einmal verschwinde in jenes unbekannte, geheimnißvolle Reich, aus dem sie stamme. Sie selbst machte kein Hehl daraus, daß sie nur kurze

Frist noch habe bei ihm zu sein, ja, täglich mehr schien sie ein Bangen zu überfallen vor dem Scheiden; sie wurde unruhig, sie hörte es gern, wenn er ihr von seiner Liebe sprach und fragte ihn einmal mit thränenschweren Blicken, ob er ihr treu sein werde.

Es fiel dem Churprinzen auf, daß weder Steinfeder, noch Georg, noch dessen Vater die stundenlangen Abwesenheiten von der Burg zu beachten schienen, aber da ihm dies nur erwünscht war, so kümmerte er sich nicht weiter um die Ursache. Dagegen drängte es ihn sonderbar Bianca zur Vertrauten zu machen, er sehnte sich, sein Herz gegen irgend Jemand auszuschütten und konnte doch niemals den Muth dazu finden. Und nun kam noch etwas Anderes dazu. Er war gestern heimgekehrt auf einem andern, als dem gewöhnlichen Wege, das Herz und den Kopf voll von tausend widerstreitenden Gefühlen, denn seine Waldfee war seltsam traurig und weich gewesen, nie hatte er sie so gesehen und dann hatte die Alte ihm aus den Linien seiner Hand gewahrsagt, des Inhalts, daß er dem Sterne folgen solle, der ihm im Osten aufgehe, denn dieser Stern bringe ihm allein Glück und der liebsten Wünsche Erfüllung. Als er dann von seiner Waldfee Abschied nahm, hing sie plötzlich an seinem Halse und weinte schmerzlich; seine ängstlichen

Fragen aber wies sie zurück mit dem wiederholten Bescheid: „Morgen, morgen!“

Dies Alles überdenkend war er heimgekehrt nach Kastein, da hatte es ihm geschienen, als sähe er in der Ferne den Ritter Nikolaus in eifrigem Gespräch mit dem alten Diener Hedwigs.

Betroffen stand er still, er konnte sich kaum täuschen; dann eilte er dem Ritter nach, der sich eben von dem Diener abwandte und der Burg zuschritt, während dieser auf einem Seitenpfade verschwand.

„Wer war der Mann, mit dem Ihr eben redetet, Herr Ritter?“ fragte er lebhaft.

„Der Pfarrer war's, Euer Gnaden, wir redeten über Euch und Eure Gesinnung und der Mann war ganz glücklich, Euch gesehen zu haben!“ sagte unbefangen der Ritter.

„Der Pfarrer?“ Es konnte schon sein! Churprinz Joachim dachte beschämt, daß er überall jetzt nur Hedwig und ihre räthselhafte Umgebung sehe.

Während der Churprinz so nur seiner Liebe lebte, hatte Georg von Minkwitz mit der gewohnten, anerzogenen Ruhe seine Pflichten erfüllt, ohne irgend Jemandem einen Blick in sein Herz zu gestatten. Er sollte sie wiedersehen, deren Bild er seit so vielen Jahren heilig

und hoch hielt, in diesem treuen stillen Herzen! Die Churfürstin beobachtete ihren Günstling und vertrautesten Diener scharf, sie sorgte sich, er könne jene Liebe, von der sie niemals wieder zu ihm geredet, immer noch nicht überwunden haben und hatte das auch um so mehr geglaubt, als Georg niemals ein wärmeres Gefühl für eine andere Frau gezeigt und jetzt offenbar durchaus nicht geneigt war, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen und sich mit Bianca Steinfeder zu verbinden.

Aber wie die fromme Fürstin auch ängstlich forschen mochte, sie entdeckte nichts Besorgniß erregendes, der treue Georg blieb sich gleich und in der Stille sagte sich der ernste junge Mann, er sei nun wirklich von der Sündhaftigkeit dieser Liebe genesen.

Er litt ja nicht mehr, er fühlte nichts mehr von der glühenden Qual früherer Tage; diese zarte, heilige Verehrung, die er der Jugendgeliebten widmete, war sein gutes Recht, sie durfte Keinen kümmern.

Und heute sollte sie kommen die junge, edle Herzogin, um die Abendzeit mußte sie eintreffen mit ihrem Gefolge und den beiden zarten Kindlein! Im Schlosse gab es überall festliche Vorbereitungen, welche die Gräfin und Bianca völlig in Anspruch nahmen. Der Churprinz, Graf Steinfeder und Ritter Nikolaus sollten der Frau

Herzogin entgegen reiten, Georg aber hatte die Churfürstin ohne weitere Bemerkung von diesem Auftrag ausgeschlossen.

Als die Stunde kam, zu welcher die Herren aufbrechen wollten, fehlte der Churprinz! Vergeblich warteten sie, vergeblich wurden nach allen Seiten Boten ausgesandt. Die Churfürstin fing an sich ernstlich zu beunruhigen, da redete der Ritter Minkwitz ihr leise zu und während er und Steinfeder jetzt ohne den Churprinzen abritten, wurde Georg von Minkwitz beauftragt, ihn selbst im Walde aufzusuchen.

Es war Georg eine Wohlthat, jetzt allein sein zu dürfen mit sich, und vergeblich durchritt er die bekannten Pfade, der Churprinz war nirgend zu sehen. Eben lenkte er sein Roß wieder auf die in das Thal führende breite Straße, als er in der Ferne eine Dame auf einem stattlichen Zelter sich nähern sah, gefolgt von zwei bewaffneten und berittenen Dienern und geführt von einem Thüringer, welcher ihr Pferd bei besonders schlimmen Stellen am Zügel leitete. Erstaunt hielt Georg von Minkwitz sein Pferd an; Bianca konnte die Dame dort nicht sein, er hatte sie vor Kurzem noch im Schlosse gesehen. —

Plötzlich zuckte der junge Mann, wie von einem

Pfeil getroffen, zusammen. Seine Farbe wechselte rasch, sein Athem schien zu stocken und völlig betäubt und verwirrt schaute er die schöne, reichgekleidete Dame an, welche ihn jetzt erst gewahrte, da die Bäume ihn verborgen hatten.

Diese zeigte dasselbe Staunen, eine ähnliche Bewegung und dann plötzlich war sie an seiner Seite, ihr Pferd mit rascher Hand parirend.

„Georg!" rief sie und reichte ihm dann beide Hände. In dem einen Wort lag so viel Freude, so viel Glück, daß der junge Mann bis in's Mark davon getroffen wurde.

Er hatte nichts geantwortet, sich tief verneigend beugte er sein bleiches Antlitz auf die kleinen Hände der Herzogin Elisabeth und küßte dieselben. Um die ganze Welt hätte er jetzt nicht sprechen können.

Dann schaute er auf, ihre Blicke begegneten sich; Beide hatten sich gefaßt, sich wiedergefunden und erinnert was sie sich selbst schuldig waren und was einander.

Wie fast immer war es die Frau, die zuerst durch ihre Haltung der peinvollen Scene eine glückliche Wendung gab. War eben die alte Liebe durch das unvermuthete Wiedersehen hell zu Tage getreten, jetzt hatte die Herzogin schon ihre Fassung wiedergefunden und

einem Fremden wäre kaum die Veränderung ihres Tones auffallend gewesen, die den armen Georg durchzuckte wie ein heißes Weh!

„Georg, lieber Freund, wie froh bin ich, daß ich Euch traf!“ rief sie aus und erzählte dann mit schnell wieder errungener, anscheinender Unbefangenheit, sie habe die liebe Mutter zu überraschen gedacht, den Weg durch den Berg sich zeigen lassen und ihr Gefolge komme nun auf dem besseren, aber weiteren Wege erst zur festgesetzten Stunde.

Sie redeten kein Wort von alten Tagen. Georg blickte kaum auf. Die Herzogin sprach, wie um sich zu betäuben, lebhaft und viel, er blickte nur in sich hinein und dachte mit Entsetzen, daß er dies schöne Weib, das Weib eines Anderen, noch mehr liebe wie das holde Kind, das sie einst gewesen und daß nun all der Jammer und die Qual von Neuem anginge.

Wie erbebte die Churfürstin, als nun plötzlich, sie stand eben auf von einer kurzen Ruhe, die Thür ihres Gemachs sich öffnete und in derselben, umwebt von dem goldigsten Sonnenglanz, ein fürstlich schönes Frauenbild erschien, in welchem sie sogleich mit einem Schrei des höchsten Mutterglücks ihre liebste Tochter erkannte. Die Herzogin sank tief bewegt vor der bleichen, jetzt ergrauten

Mutter nieder und Georg von Minkwitz lehnte an der Thür und starrte mit einem Blick grenzenloser Verzweiflung auf das Weib, das auf Erden er allein und ewig lieben mußte. In der Fensternische aber von allen unbemerkt, von der Churfürstin vergessen, stand Bianca Steinfeder und wußte nun plötzlich, daß sie nie, niemals die Liebe des Mannes erringen werde, dem ihr Herz gehört hatte seit den Tagen von Royatz und dessen Andenken sie zu jeder Stunde beschützt und beschirmt hatte vor aller Versuchung.

Ein bitteres Weh beschlich das Herz der stolzen, kalten Bianca. Was hatte ihr nun die Schönheit genützt, auf die sie ihr lebelang so stolz gewesen?

Was hatte ihr die Treue genützt, die sie dem Manne bewahrt, den sie zuerst und allein geliebt?

Hatte sie darum die edelsten, polnischen Herren kalt abgewiesen, darum die glänzendsten Anerbietungen verschmäht?

Und warum konnte er sie nicht lieben, dieser ernste, stille Georg, dem ihr Herz gehörte seit sie ihn kannte?

Die Churfürstin und ihre Tochter sehnten sich nach Einsamkeit und als die Herzogin Bianca auf das Liebevollste begrüßt hatte, da war es dieser wie eine Erlösung, daß sie sich zurückziehen durfte.

Georg von Minkwitz, an strenge Selbstbeherrschung lange gewöhnt, stand im Hofe und schaute aus nach dem Churprinzen, als dieser endlich, bis auf das Aeußerste erschöpft, zurückkam.

„Was ist Euch, gnädiger Herr? Ihr seht aus als wäre ein Unglück passirt?" rief Georg seinem Herrn entgegen.

„Das ist es auch!" antwortete dieser und ohne die Nachricht weiter zu berücksichtigen, daß die Herzogin schon angekommen und bei der Frau Churfürstin sei, zog er Georg mit auf sein Zimmer, erzählte ihm in großer Aufregung wie er seine Waldfee gefunden, wie er sie täglich gesehen und wie sie Beide sich bald geliebt hätten. Und jetzt, heute war das Jagdschloß leer, keine Spur mehr von den bisherigen Bewohnern darin und ebenso keine Spur von Hedwig zu finden, wo auch immer er sie im Walde an den bekannten Plätzen gesucht habe. Ein Bauer hatte dem Churprinzen gesagt die Zingari, wie sie sich nannten, seien nach Böhmen weiter gezogen; jetzt schien es dem tief erregten jungen Fürsten die einzige Hoffnung, daß er sie bei diesem Volke wiederfinde und er war entschlossen ihnen selbst nachzusetzen, darum forderte er Georg von Minkwitz auf ihn zu begleiten.

„Laßt mich allein gehen, gnädiger Herr," erwiderte

Georg, „Ihr könnt jetzt nicht fort von hier, mich entbehrt man nicht und ich thue was ein Mensch kann die Spur der Leute zu finden und dann nach jener Fremden zu sehen, aber ich glaube nimmer, daß sie bei ihnen ist.“

Der Churprinz sträubte sich anfangs; ihm war diese Unthätigkeit furchtbar, aber Georg überredete ihn und so gab er nach. Während Jener sich dann zu der Mutter und Schwester verfügte, rüstete Georg von Minkwitz sich zu dem Ritte. Es machte ihm gar kein Kopfbrechen wer die Fremde sei, er dachte kaum an sie und, obgleich entschlossen sein Bestes zu thun, hoffte und wünschte er doch sie nicht zu finden. Er wollte nur fort, nur fort! Sein Bewußtsein sagte ihm mit größter Klarheit, daß es besser für ihn, ja, auch für die Herzogin sei, wenn er fliehe, und so elend er sich auch dabei fühlte, so war er doch Mannes genug, um das was er für recht hielt energisch zu thun.

Als er später die Churfürstin um Urlaub bat, ohne zu erklären zu welchem Zwecke, sah sie ihn betroffen an. Dann flog ein Ausdruck tiefer Rührung über ihre Züge und sie sagte leise: „Es ist besser so, Georg, Ihr seid Eures Vaters würdiger Sohn.“

Die Herzogin Elisabeth fragte am andern Tage nach dem Georg von Minkwitz. Die Churfürstin sagte

ruhig und ernst, er habe sie um Urlaub gebeten und sie habe ihm denselben gegeben. Die junge Fürstin antwortete keine Silbe, erst nach einer Weile sprach sie leise vor sich hin: „Es ist wohl besser so!"

Die Churfürstin lebte auf wie eine fast verschmachtete Blume. In all den bangen, schweren Jahren hatte sie sich vergebens nach ihren Kindern gesehnt, jetzt bot ihr das Glück nun den vertrauten Verkehr mit beiden Lieblingen, und wenn etwas noch die Freude der Mutter erhöhen konnte, so war es die Bemerkung, daß sowohl der Sohn als auch die Tochter sich dem Evangelium aufrichtig zugewendet zeigten.

Wie sie ihnen Beiden dann auch nicht genug erzählen konnte von ihren Freunden, dem herrlichen Luther, der doch auch zu Zeiten so heftig und grob sein konnte, und von dem weisen, gemäßigten Melanchthon.

Dazu kam die reine Herzenswonne über die Kinder der Herzogin und über deren Erzählungen von Herzog Erichs Güte und immer gleicher Milde. Die Geistlichen, welche Elisabeth losgebeten hatte, langten nun auch an und einer unter ihnen war Doctor Buchholtzer, den die Churfürstin, die Gräfin und Bianca mit Freudenthränen begrüßten.

Ein hagerer, früh ergrauter Mann stand er in

tiefster Bewegung vor ihnen, und in seinen kühn gezeichneten Zügen arbeitete es mächtig, während er sichtlich bemüht war seiner großen Weichheit Herr zu werden.

Die Churfürstin, ganz erfüllt von dem immer mehr in ihr entwickelten reformatorischen Eifer, sah in dem abgearbeiteten, vom Leben sichtlich nicht immer sanft berührten Manne, nur den eifrigen und erfolgreichen Verkünder der neuen Lehre, den glaubensstarken Mitarbeiter am Werke der Reformation. So auch die alte Gräfin. Anders war es mit Gräfin Bianca, welche in des Lebens Schule durch Feuer geläutert schien. Sie wußte, hatte es in der Ferne erfahren, wie Buchholtzer und der Churprinz um sie gelitten. So stolz und kühl das schöne Mädchen auch schien, in ihrem Herzen war sie weder das Eine, noch das Andere gewesen, sondern ein demüthiges, liebesehnendes Weib, das in unerschütterlicher Treue festgehalten hatte an dem Manne, der das junge Herz sich gewonnen, ohne es zu wünschen und zu wissen. Bianca hatte keinen Menschen je in ihr Herz sehen lassen. Stolz, kalt, umworben von der Blüthe des polnischen Adels, umgeben oft von lockenden Versuchungen, war sie mit völlig unberührter Seele durch das Alles hingegangen, ein schönes, unlösbares Räthsel. Man hatte sie am Hofe Sigismunds „die

Sphynx" genannt, sie ließ es geschehen und lächelte melancholisch; nur einmal, als ein tiefgekränkter Bewerber, ein Herr von Engelberg, der in wahrer Liebe jahrelang sich um sie bemüht, sie zuletzt im Zorn verließ und in seiner Bitterkeit sie hochmüthig und eitel schalt, da hatte sie mit Thränen in den Augen ihn zurückgehalten und ihm ihr Herz entschleiert. Nicht Hochmuth, nur tiefe Demuth sah er darin und jene heimliche, stille Liebe zu dem gepriesenen Junker Georg von Minkwitz, dem Sohne des berühmten Ritters, der ja am polnischen Hofe eine so wichtige, geehrte Persönlichkeit war. Der Herr von Engelberg sollte, so hoffte Bianca, sie geheilt von seiner Liebe verlassen; daß er sie nur noch inniger lieben lernen würde, nachdem sie ihm die reiche, schöne Seele enthüllt, hatte sie nicht gedacht. Es war ein schweres Schicksal, und so empfand Gräfin Bianca es, daß sie all die Liebe abweisen mußte, die man ihr bot, wie sie die ihrige verschmäht und beschämt, im tiefsten Herzen versteckt, mit sich herum trug.

Daß der ferne und doch so geliebte Georg genesen würde von seiner Liebe zu der Herzogin Elisabeth, das war Bianca's heimliche Hoffnung gewesen Jahre hindurch; sie wußte Georg's Vater und ihre Aeltern wünschten nichts mehr, als daß ihrer beider Herzen doch endlich

sich vereinten. Bianca schien viel zu stolz und abweisend, als daß Ritter Minkwitz es je gewagt hätte diesem Wunsche, dieser Hoffnung Worte zu leihen, aber Bianca empfand es dennoch, wie der Ritter immer an denselben festhielt. Er war wie ein Vater zu ihr, sie fühlte sich längst wie sein Kind. Wenn ihre Eltern sie angefleht hatten heimzukehren, dann hielt Bianca immer doch der Stolz zurück, sie wollte nicht in seiner Nähe leben, wußte sie doch, daß es sie unsagbar elend machen würde, wenn sie nebeneinander hergehn sollten, fremd und doch wie Freunde. Viel tiefer, als selbst sie es sich eingestanden und als je ein Mensch ahnte, hatte dies Verschmähtwerden das stolze, schöne Weib gedemüthigt, und da eben zeigte sich der edle Kern ihrer Seele, daß weder Groll, noch Bitterkeit in ihr aufkamen, nur ein freundliches, stilles Abwehren und ein tiefes Mitleid mit dem wahren Schmerze, wo immer sie ihn fand.

So war jene Bianca Buchholtzer wieder erschienen, schöner fast noch wie früher, weil durchlebter und klarer.

Ihr war es, als schickte ihr der Himmel in diesem stillen, furchtbaren, aber wie sie wußte letzten Kampfe ihrer Seele einen Freund, einen Erretter. Georg war ihr jetzt völlig, auf immer verloren; ihr Herz, das sich so lange gesträubt hatte das zu glauben, hatte sie nun

doch in die Heimat gezogen, sobald der Befehl Sigismunds so schicklichen Vorwand bot und hier hatte es sich ja auch nun so bald entschieden.

Mit keiner Miene hatte die stolze Biacna gezuckt; — selbst nicht in ihrem Kämmerlein, selbst nicht in den Stunden der verschwiegenen Nacht, wo sie wachend in brennender Qual auf ihrem Lager saß, hatte sie sich gestattet zu weinen. Sie wußte, die Thränen, einmal gelöſ't, versiegten nicht so leicht, Thränen waren Verräther und sie wollte ihre Aeltern glauben lassen, daß sie ganz zufrieden, ganz glücklich sei.

Da kam Buchholtzer! wie abgehärmt sah er aus. Verfolgung, Gefängniß, Trübsal und Noth hatten ihre Zeichen in sein Antlitz gegraben, aber niemals das Licht verdunkeln können, das aus diesen klaren, begeisterten Augen leuchtete. Buchholtzer war ihr Retter gewesen in jener Nacht im Forsthause, Bianca hatte es oft bedacht und als er nun vor ihr stand und sie, die Todtgeglaubte, lebend wiedersah, als er in tiefer Erschütterung dann Aufklärung erhielt und immer nur sie ansehen mußte mit der alten Liebe und der freudigen Erregung, da fühlte sie, sie hatte den Freund gefunden, der ihr jetzt noth that und ihm beide Hände entgegenstreckend

sagte sie mit dem alten, sonnigen Lächeln und doch so wehmüthig leise zu ihm: „Der liebe Gott sendet Euch mir zum zweiten Male als Retter!“ Er sah sie betroffen an, aber sie winkte ihm Schweigen zu und erst als sie dann später allein im Baumgarten des Schlosses stundenlang auf und abgingen, erst da begriff er, was die schöne Bianca hatte sagen wollen. Buchholtzer blieb fortan in der Umgebung der Churfürstin Elisabeth; sein Leben war ein schweres gewesen, ihm that jetzt die Ruhe gut und wenn sein fester Wille und die Erinnerung an Bianca es ihm auch nicht schwer gemacht hatten, auf die Freuden der Familie zu verzichten, die er doch erlaubt hielt für den Priester, wie Luther es lehrte, so kam es doch dem einsamen Herzen des geprüften Mannes unsäglich wohlthuend an, die sorgende Freundschaft Bianca's von Steinfeder jetzt allezeit zu empfinden. — —

Ritter Minkwitz kehrte nach kurzer Abwesenheit nach Burg Kastein zurück; er hatte eine längere und anscheinend sehr befriedigende Unterredung mit der Churfürstin und als am Abend dieses selben Tages ein Courier kam, den Churprinzen, der in fieberhafter Aufregung die Rückkehr Georgs erwartete, nach Berlin zu berufen, da wichtige Staatsgeschäfte seine Anwesenheit forderten, da zeigte sich Frau Elisabeth keineswegs so

erschrocken, wie sie es sonst wohl gewesen wäre, wenn irgend ein Außergewöhnliches eintrat.

Sie gab dem geliebten Sohn ein Schreiben an ihren Gemahl mit, worin sie ihm aus warmem Herzen dankte und die besten Segenswünsche aussprach.

Finster und traurig ritt der Churprinz mit seinem kleinen Gefolge vom Burghofe, da trabte Georg heran.

„Hast Du sie gefunden?“ schrie er dem bewährten Freunde entgegen.

„Nein, Herr! Aber seht nur, ein altes böhmisches Bauernweib brachte mir dieses Blatt Papier und bat mich es dem Herrn Churprinzen zu übergeben, sie habe es von einer schönen, jungen Dame, die mit glänzendem Gefolge an ihr vorübergeritten sei.“

Auf dem Blatte stand nur: „Folgt dem Stern, der im Osten aufgeht für Euch, wenn Ihr mich wiedersehen wollt.“

„Georg! verlaßt mich jetzt nicht, ich brauche einen treuen Freund, wenn ich dies Leben tragen soll!“ bat der Churprinz, nachdem er lange träumerisch auf das Blatt in seiner Hand gesehen hatte.

„Ich bleibe bei Euch, Herr!“ sagte Georg fest und wandte unverzüglich sein Pferd, das Wort wahr zu machen.

Da mußte der junge Fürst doch lächeln!

„Es ist eine herrliche Art in Euch Minkwitzen!" sagte er freudig und rief dann einen Diener herbei, dem er auftrug der Churfürstin zu melden, er nehme den Herrn Georg mit sich und hoffe Ihre Liebden sei nicht böse darob, auch solle man demselben sein Gepäck schicken.

Die Churfürstin ertheilte den neuen Urlaub nur zu gern, sie ehrte Georg's Beweggründe, und dann begab sie sich heiterer wie man sie je kannte in das gemeinsame Gemach, wo sie nun mit großer Freudigkeit erzählte, es sei eine sehr vortheilhafte Heirat im Werke für den Churprinzen. Sigismund von Polen habe von Karlsbad aus dem Churfürsten auf die erste Anfrage äußerst befriedigend geantwortet und der Churfürst habe dem Manne, der dieses Heiratsproject entworfen und Alles dazu auf das Beste angebahnt habe, schon jetzt volles Vergessen alles Geschehenen zugesagt. Dem Ritter Minkwitz flossen dabei zwei schwere Thränen in den grauen Bart und er murmelte: „Man ist nirgend in der Welt daheim wie im Vaterlande!" — —

Das erste Wort, welches der Churprinz auf die Eröffnungen seines fürstlichen Vaters hatte, war der heftig hervorgestoßene Widerspruch.

„Nie, niemals! Ich habe genug getragen an dem liebelosen Ehebunde mit Magdalena, den Euer Liebden

mir aufgezwungen, ich will ein gleiches Elend nicht freiwillig wieder auf mich laden."

Zu allen früheren Zeiten hätte solcher Widerspruch Joachim nur um so gereizter und rücksichtsloser auf seinem Willen bestehen lassen; jetzt fiel es dem Churprinzen schwer auf's Herz, daß seine Heftigkeit nicht den ganzen Zorn seines Vaters weckte, dem zu trotzen er doch fest entschlossen gewesen.

Der Churfürst ging in seinem Gemach auf und nieder und schwieg, wie in tiefe Gedanken verloren. Seines Sohnes düsteren Blicke folgten ihm und wurden nach und nach immer weicher und milder. Der stolze Vater klagte wenig, verschmähte alle Theilnahme und wie mußte doch die Krankheit in ihm wüthen! Wenn man die zusammengesunkene Gestalt, den kraftlosen, schleppenden Gang, die schlaffen Züge und diese unnatürlich glänzenden, großen Augen ansah, konnte man es sich nicht verhehlen, der hohe Herr litt schwer und geduldiger, als er sich je im Leben gezeigt. Sein Haar war stark gebleicht und sehr viel dünner geworden.

„Hast Du wohl schon daran gedacht, mein Churprinz, daß die Zeit bald kommen wird, in welcher Du des Vaters Willen nicht mehr über Dir hast?" wandte

sich Joachim plötzlich mit dem bekannten durchbohrenden Blick dem Churprinzen zu.

„Euer Liebden! Vater!“ rief dieser ganz bestürzt, ja fast verletzt.

„Es wäre ja nicht unnatürlich, mein Sohn!“ sagte trübe und begütigend der Churfürst.

Er war so ganz anders wie sonst, daß dem Churprinzen das alte Sprichwort einfiel: „Wer sich so ganz ändert, stirbt bald“. Er beugte, von einem warmen Gefühl kindlicher Liebe hingerissen, das Knie vor dem Churfürsten und sagte mit einer Wärme, welche diesem stets so argwöhnischem Manne doch unbeschreiblich wohl that: „Gott schenke Euch Gesundheit und langes Leben, mein Herr und Vater! Ich bin alt und verständig genug, um Euch die Last der Regierung, die Ihr so treu zum Heil der Marken geführt habt, nicht zu beneiden; alt und verständig genug, um mit Dank und Ehrfurcht Euer Liebden Weisheit und Einsicht anzuerkennen! Von ganzem Herzen bete ich für Euer Leben, mein Vater!“ Die Hand des Churfürsten zitterte in der seines Sohnes, auch seine Lippen bebten ein wenig, als er sagte:

„Ich glaube Dir, mein Churprinz, aber es wird dem Herrn gefallen, Dich vielleicht eher auf den branden-

burgischen Thron zu berufen, wie wir nach dem Laufe der Natur erwarten durften. Ich habe schwer gearbeitet, mein Sohn, und ich darf sagen, ich habe an Brandenburgs Wohl und Heil gearbeitet nach meiner besten Einsicht. Wenn ich dereinst versammelt sein werde zu den Vätern und in der Gruft zu Lehnin ruhe, dann möge mein ernster Wille das Rechte zu thun an Gottes Throne und bei der Nachwelt für mich reden. Aber all' mein Streben, all' meine Sorge würde eitel sein, wüßte ich nicht mein Werk zu schützen, auch über das Grab hinaus und das will ich, so wahr mir Gott helfe! Ich weiß, daß Frau Elisabeth's Geist, dem Neuen zugewendet, auf meine Söhne übergegangen ist. Es ist der Geist der Neuerungssucht, des Verderbens, der Zügellosigkeit und daß ich ihn erkannt, zu rechter Zeit erkannt, das ist mir ein Ruhm im eigenen Herzen, das wird mir ein Ruhm werden vor der Welt, wenn die Wasser sich verlaufen haben und der Herr das Zeichen des Friedens, durch seinen heiligen Geist, der Welt wiedergeben wird. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" sagt die Schrift. Und wie ich hoffe auf des Himmels Gnade, so hoffe ich, daß er mir die Frucht des Friedens und der Wohlfahrt meiner Unterthanen anrechnen werde in der Stunde des Gerichts. Der Geist

des Volkes ist nicht reif für die Freiheit, die der Wittenberger predigt. Kinder sind sie Alle und wir Fürsten gesetzt, ihnen Vater zu sein, der ihnen zumißt das Maaß der Freiheit, wie das Maaß der Zucht. Und so soll es bleiben! So haben Wir verordnet in Unserm letzten Willen, so sollt Ihr, Dein Bruder Markgraf Hans und Du, mein Sohn, mir in die Hand geloben, wenn es Zeit ist.

Das ist das Eine!

Das Andere ist, daß ich mein Haus wohl bestellt hinterlasse. Ich aber will, daß mein Nachfolger nicht einsam sei auf dem Throne, denn es ist ein bitter, unnatürlich Leben, der Gehülfin zu ermangeln, die Gott dem Manne gesetzt hat. Mein Sohn soll bewahrt sein vor dem Leid des Vaters, — meine Erfahrungen sollen meinem Thronerben nützen —. Darum will ich, daß Du von Neuem Dich vermählest. Still, laß mich ausreden! So lange mir der Herr die Gewalt verleiht zu herrschen, so lange will ich sie brauchen nach meinem Gewissen.

Ich habe meine Augen auf die Jadwiga von Polen geworfen; ein Mann, der schwer gegen Uns fehlte und schwer dafür gebüßt hat, lenkte meine Blicke auf das Kind Sigismund's. Der König hat mir durch jenes

Mannes Vermittelung höchst erwünschte Antwort gegeben; es ist Alles eingeleitet, die Vermählung soll festgesetzt werden, sobald Du Deine Einwilligung dazn gegeben."

Der Churprinz hatte sehr ernst und im tiefsten Herzen ergriffen die Worte seines Herrn und Vaters angehört, ihm seine Zustimmung öfter durch Blicke und Geberden ausgedrückt; erst als die Rede auf Luther und das Evangelium kam, konnte er nicht mehr so beifällig sehen; jetzt, wo der Churfürst seines Widerspruches ungeachtet von seiner Vermählung mit Jadwiga von Polen redete, als sei sie eine völlig abgemachte Sache, jetzt wachte sein Zorn, sein Widerwillen dagegen wieder auf.

„Ich kann Euer Liebden nicht gehorsamen," rief er heftig und den Vater mit demselben Feuerblick ansehend, der Joachim's I. Waffe so oft gewesen, „ich habe nichts gegen Prinzeß Jadwiga, ich kenne sie nicht, aber wäre sie des Kaisers Tochter und brächte sie mir ein Königreich zu, ich könnte sie nicht nehmen. Lächelt nicht mein Herr Vater, die Naturen sind verschieden und ich kann's nicht tragen an ein ungeliebtes Weib gefesselt zu sein. Ich werde nie so glücklich werden, das Weib meiner Liebe auf den Thron heben zu dürfen, aber ich will auch kein Weib neben mir haben, dessen eiskalte

Blicke schon mein Herz empören und es mit Galle und Verzweiflung erfüllen!"

In der That hatte Joachim mit einem sonderbaren Lächeln, halb neugierige Beobachtung, halb sichere Ueberlegenheit ausdrückend, den Sohn angesehn, völlig unberührt von dessen Widerspruch.

„Jadwiga soll eine sehr anmuthige, liebliche Erscheinung sein, voll Schelmerei und Jugendlust und bei der Stiefmutter nicht verwöhnt!" sagte er.

„So sagt mir auch — ah! jetzt seh' ich's klar, es ist wohl der Ritter Minkwitz, der reuige Unterhändler?" rief der Churprinz.

Eine bittere, grimmige Wuth kochte in ihm auf! Er glaubte sich das Spielzeug Bianca's, des Ritters, den Mittelpunkt einer Heirathsintrigue.

„O, nun wird mir's klar!" fuhr er höhnisch fort, „deßhalb sandten Euer Liebden mich nach Kastein, deßhalb! So? und das war der Grund, der Bianca Steinfeder immer wieder von Prinzeß Jadwiga reden ließ!"

„Und wäre es denn ein Unglück, wenn Deines Vaters Fürsorge Dir die bestimmte Gemahlin lieb und werth machen wollte im Voraus?" fragte ruhig der Churfürst.

„Mein Herr und Vater, laßt ab von dem Plane!

Laßt ab davon, nur jetzt wenigstens, ich kann und werde Euch den Willen nicht thun! Magdalene hab' ich meine Hand gereicht, als mein Herz noch leer war und nichts wußte von dem Glück oder Elend das die Ehe bringen kann; ich bin durch harte Erfahrung gewitzigt! Mein Churfürst, zwingt mich nicht zum Ungehorsam!"

„Und mein Churprinz verlangt nicht einmal das Weib zu sehen, das der Vater ihm geworben und das er auf den Thron Brandenburgs heben wird?" fragte der Churfürst, dem Sohne eine kleine Elfenbeinplatte in kostbarer Einfassung hinreichend, die dieser mit finsteren, mürrischen Mienen nahm, und worauf ein Frauenkopf gemalt war. Es war ein höchst widerwilliger Blick, der auf das Miniaturbild fiel; aber seltsam, dieser Blick wurde plötzlich starr, wie gebannt hing er an dem Frauenkopfe, der in der künstlerischen Vollendung jener Zeit ihm Züge zeigte, die ihm wunderbar bekannt und lieb vorkamen! Aber es konnte ja nicht sein! Das Blut schoß dem Churprinzen vor die Augen, daß er fast schwindelnd taumelte. Wie träumend starrte er auf das Bildchen und dann wieder mit einer Unsicherheit auf den Churfürsten, die diesem fast belustigend vorzukommen schien.

Immer bestürzter, immer rathloser sah wieder der Churprinz auf das Bild. Das war Hedwig, — und war es auch nicht! Ihm fiel plötzlich ihre Sprache, ihre Kleidung ein, konnte es denn möglich sein? Oder — o das war gräßlich, gedachte man ihn durch einen schlauen Betrug zu äffen, seine Zustimmung zu der Heirat zu erschleichen?

„Vergebt, Euer Liebden, ich kann — ich habe — ich bitte Euch, mein Churfürst, gebt mir Bedenkzeit, gebt mir eine Woche nur, und ich flehe, entlaßt mich!“ stotterte er bleich und roth werdend, seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Wohl, es sei!“ sagte in derselben Güte, die er während der ganzen Unterredung gezeigt, der Churfürst.

* * *

„Georg! Georg!“ rief der Churprinz ganz athemlos seine Wohnung betretend.

Der Junker Minkwitz, wie er in Berlin in Erinnerung an die frühere Zeit noch immer hieß, eilte herbei.

„Georg! zeige mir noch einmal die alte Treue der Minkwitz!“ rief ihm sein Herr entgegen und schloß sich mit ihm ein.

Kurze Zeit darauf, es war im Dämmerschein des Abends, verließen zwei in einfache Reitermäntel gehüllte Herren die Stadt. Ihre Pferde waren von jener edlen, ausdauernden Art, die jeder längeren Anstrengung trotzt. Im raschen Trabe ging es fort über die Seen- und Haideflächen der Mark, vorüber an Dörfern, Weilern, Seen, durch Nadelwälder und über weite Moore, unaufhaltsam, unermüdlich! Wo die Pferde nicht weiter konnten, kauften sie neue, nur eben so viel Zeit sich lassend, wie der Körper nothwendig für Ruhe und Nahrung brauchte.

Tag und Nacht ging es so weiter, nur weiter.

Zuweilen murmelte der Eine vor sich hin: „Nach Osten folge Deinen Stern! Vorwärts, vorwärts!"

Von Stadt zu Stadt, durch die Mark, durch Schlesien, durch vieler Fürsten Gebiet! Wo man es versuchte, sie aufzuhalten, da zeigte der Aeltere ein Schreiben vor und ehrfurchtsvoll ließ man die Reiter passiren: „Im Dienste des Churprinzen von Brandenburg."

So kamen sie nach Warschau in den Morgenstunden eines Sonntages, und mit derselben fieberhaften Eile, ohne alle Rücksicht auf den schwer ermüdeten Körper, begaben sie sich zu Fuß nach der heil. Geist-Kirche, wo, wie sie erfragt hatten, die königliche Familie sonntäglich die Messe hörte.

Mit erstaunten, mißbilligenden Blicken sahen die Nächststehenden die beiden fremden Männer an, die mit dem stolzen, vornehmen Auftreten ächter Cavaliere zunächst der Kirchenthüre niederknieten und anscheinend in tiefer Andacht ihre Gebete verrichteten. Wie verstaubt waren die Kleider dieser Leute, wie erregt sah der Eine von ihnen aus. Was konnten sie vorhaben? Die polnischen Männer, die diese letzten Plätze einnahmen, blickten argwöhnisch und neugierig auf die Fremden hin, aber diese schienen nicht einmal Waffen zu führen, nichts an ihnen deutete auf böse Absicht, vielleicht waren sie Flüchtlinge, die sich vor den Verfolgern in der Kirche verbargen.

Jetzt war der Gottesdienst zu Ende; die Menge strömte aus der Kirche, man vergaß der Fremden und Jeder eilte heim. Neben dem Weihwasser aber stand, entblößten Hauptes, den Federhut in der Hand, den Mantel abgeworfen und nun gar stattlich anzusehen, ein junger Mann, dessen fest aufeinander gepreßte Lippen fast weiß vor Aufregung schienen und der mit raschem Farbenwechsel athemlos hinstarrte auf die immer leerer werdenden Gänge.

Da! da — kam der Hof! Das Blut drängte sich dem Manne zum Herzen, er sah es kaum, daß der König und die Königin an ihm vorübergingen und

seinen mechanischen Gruß ebenso mechanisch erwiderten. Hinter ihnen folgten zwei liebliche Mädchengestalten und mit einer an Furcht grenzenden Scheu hefteten sich jenes Mannes Augen auf diese Beiden. O Gott! sie war es, dicht an ihm vorbei mußte sie!

Ehe sie sich dem Weihbecken nähern konnte, hatte der fremde Cavalier schon die Finger hinein getaucht und bot ihr das geweihte Wasser. Erstaunt blickte sie zu ihm auf. Wer wagte das?

Einen Augenblick nur, einige flüchtige Secunden begegneten sich ihre Augen und vor dem Feuerstrom vor Glück und Liebe und Entzücken, welcher der Prinzessin Hedwig aus den Augen des Cavaliers entgegen leuchtete, schlug Flammengluth über ihr helles, freundliches Antlitz und in namenlosem Erstaunen und freudigem Schrecken konnte sie nur ein Wort leise hauchen: „Joachim!?“

„Hedwig, meine Hedwig!“ flüsterte er zurück.

Das Gedränge des Gefolges riß sie auseinander; als die Prinzeß suchend umherblickte, war der Churprinz verschwunden.

Und zurück ging es mit Windeseile auf Berlin zu; rastlos, unermüdlich, und wenn den Pferden einmal eine ruhigere Gangart vergönnt werden mußte, so jubelte der

Churprinz das Glück seines Herzens in allerlei lustigen Sangweisen in die helle Sommerluft.

„So sah ich Euch nie, gnädigster Herr!“ lächelte Georg etwas trübselig.

„Das glaub' ich schon!“ gab frohen Muthes der Churprinz zurück „hab' mich selber nie so gekannt, hab' gar nicht geahnt wie der Mensch so glückselig sein kann! O, Georg, ich hielt meine Waldfee für ein herzlos, böses Weib, das sein Spiel getrieben mit mir! Mein Herz war so voll Bitterkeit, daß ich mich schämte, von seiner Qual zu reden! Nun seh' ich Alles klar vor mir! Euer Vater, Bianca, sie waren die Werkzeuge des meinigen; das ganze liebliche Märlein war ausgedacht zu erfahren, ob wir uns lieben könnten, die Hedwig und ich und das böse Mädchen hat Alles gewußt!“ — —

„Seine Gnaden der Herr Churfürst liegen schwer erkrankt darnieder, Herr Markgraf Hans sind bei ihm!“ Diese Kunde brachte der Itzenplitz mit tief gekränktem Gesicht, ob der Bevorzugung Georgs von Minkwitz, seinem Herrn entgegen.

Churprinz Joachim hatte kaum Zeit die Kleider zu wechseln, als er schon zu seinem Vater gerufen wurde.

„Mein theurer, geliebter Herr!“ rief er tief er-

schüttert an dem Lager des Churfürsten niederkniend, der dem Anschein nach schwer krank, kaum die Macht hatte, ihm die magere Hand entgegenzustrecken! „O daß ich Euch so wiedersehen sollte, um Euch für Eure väterliche Liebe Dank, heißen Dank zu sagen, gedachte ich nimmer!“

Der Churfürst lächelte matt.

„Nun? haben Wir gut gewählt für Unsern Sohn und Thronerben?“ fragte er mit schwacher, fast unhörbarer Stimme.

„Vater, wie soll ich danken! O, lebt, mein theurer, lieber Herr, daß ich's vermag!“ stammelte der Churprinz in tiefer Erschütterung.

Der Churfürst blickte in träumerischem Nachdenken auf seinen Erstgebornen. „Liebet Euch und bleibet fest in der Liebe, die da ist in Christo Jesu unserm Herrn!“ hauchte er, wie segnend die Hand auf das Haupt des Churprinzen legend.

Markgraf Hans, der warmherzige, treue, der bis jetzt ruhig zu Füßen des Bettes seines Vaters gestanden und traurig in das blasse, verstörte Antlitz des Sterbenden gesehn hatte, kniete plötzlich neben dem Bruder und ergriff mit warmem Blick dessen Hand. So lagen sie Beide und der Churfürst sagte mit schwerem Ernst und als ränge es sich wie ein Bekenntniß von seiner Seele:

„Bringt der Mutter meinen letzten Gruß und bittet sie um Vergebung für mich. Sie war einer vollen Liebe werth, wir verstanden uns nicht, wir wollten Beide das Rechte und auf so verschiedenen Wegen! Ich habe viel gesucht, viel geforscht, viel geirrt, aber ich sterbe als guter katholischer Christ und so sollt Ihr auch sterben!"

Dann richtete er sich plötzlich etwas auf und mit Anstrengung lauter sprechend fuhr er fort: „Versprecht es mir, meine Söhne, — gut — katholisch, — nicht reformiren!"

Er sank kraftlos zurück. Erschrocken hatten die Prinzen sich angesehen, tief erschrocken! Aber des Churfürsten Augen hingen bang und zornig zugleich an ihren Mienen, sein Athem ging schwer und stockend, er streckte ihnen mit dringender Geberde die Hand entgegen. „Versprecht! — Letzter Wunsch!" stammelte er. Und dann, als komme die alte Heftigkeit nochmals über ihn, rief er fast kreischend und in angstvollem Tone: „Versprecht es, — laßt mich ruhig sterben, — katholisch bleiben mit allen Euren Ländern!"

Es war ein furchtbarer Augenblick! Der Tod ersichtlich nahe! — Sollten sie den Vater so sterben lassen? Durften sie ihm das Versprechen geben? — durften sie es verweigern? — Und mit den bleichen Mienen sich

rathlos ansehend, schauten sie auf Mathias von Jagow, der leise eintretend sich dem Bette seines sterbenden Herrn in tiefer Bewegung genähert hatte. Mathias war der heimliche Freund der neuen Lehre, Jeder wußte es, auch der Churfürst Joachim hatte es sicherlich gewußt und dennoch den Bischof stets hochgehalten, den er um seiner gründlichen Gelehrsamkeit, wie um seiner Liebenswürdigkeit und Sanftheit willen gleich sehr liebte und achtete.

Der Bischof hatte Alles gehört. Er machte den Prinzen ein Zeichen zuzustimmen, und aufgewachsen in der Disciplin der katholischen Kirche, folgten sie Beide diesem Wink und in die erkaltende Hand des Vaters, dessen Blicke noch einmal wieder, — im Tode schon brechend — die alte Kraft erhalten hatten, legten sie zum Gelöbniß die ihrigen.

Sechstes Capitel.

Churfürst Joachim I. von Brandenburg war seit vier Jahren todt und zu den Vätern in der Gruft des Kloster Lehnin versammelt. — Joachim II., sein prachtliebender, glänzender Sohn herrschte über Brandenburg und mit ihm seine von ihm innig und treu geliebte Gemahlin Hedwig von Polen.

Die Churfürstin Wittwe Elisabeth aber hatte dem liebevollen Drängen ihrer Söhne nachgeben müssen und, ohne die ihr so liebgewordene Heimat, Schloß Lichtenfelde bei Wittenberg, ganz aufzugeben, ihren Wittwensitz auf dem Schlosse zu Spandau bezogen.

Langsam und vorsichtig hatte Joachim II., trotz seines dem Vater geleisteten Versprechens, dem allmächtigen Andrange der Bewegung der Geister nachgeben müssen.

Mathias von Jagow hatte seine Bedenken beschwichtigt und so war auch Joachim II. dem Triebe seines Herzens gefolgt.

Die Marken waren längst für die neue Lehre vorbereitet; leise und ohne jene Erschütterungen, welche in den andern deutschen Ländern so viel Blut gekostet, vollzog sich die Reformation derselben und wohl mochte die fromme Churfürstin Elisabeth — die hochsinnige edle Greisin — ihren Lebensabend einen von göttlichem Lichte verklärten nennen, wohl mochte sie auf ihren Knien den Tag begrüßen, der ihr die Krone des geduldigen Ausharrens brachte, den 1. November des Jahres 1539, an welchem Tage Churfürst Joachim II. in der Kirche zu Spandau mit seiner ganzen Familie und seinem Hofe, sowie vielen Edlen der Mark, aus der Hand des Bischofs Mathias von Brandenburg das heilige Abendmahl zum ersten Male in beiderlei Gestalt empfing! — —

Wohl mochten der Graf und die Gräfin Steinfeder, mit ihren Kindern an der Feier theilnehmend, in tiefster Rührung gedenken wie der Herr Alles so herrlich hinausgeführt! — — Buchholtzer aber predigte heute und es war ihm immer als redete er nur allein zu den theuren Freunden, deren Lebensschicksale mit dem seinigen so innig verknüpft waren.

Als nach dem Gottesdienste die Churfürstin ihre Gemächer wieder betrat, empfing sie dort die schöne Herzogin Elisabeth von Braunschweig, die nun auch schon seit mehreren Jahren Wittwe war, und deren minderjährige Söhne durch die vom Herzog bestellte Regentschaft erzogen wurden.

Die junge Herzogin hatte ihr Wittwenkleid abgelegt und als die hohe Greisin zu der Tochter trat, ernsten, fragenden Blickes, da sank diese nieder und stammelte unter heißen Thränen: „Vergieb Mutter, vergieb, ich habe ihn geliebt so lange ich denken kann!“

Was Mutter und Tochter in der Stille dieses Tages verhandelten, blieb der Welt stets ein Geheimniß. — In den Wäldern des grünen, herrlichen Harzgebirges aber erzählten sich noch nach vielen, vielen Jahren die Jäger und Köhler von der schönen edlen Herzogin, die den Junker Georg so heiß geliebt habe und dann, nach ihres Gemahls Tode, in tiefer, stiller Nacht mit ihm heimlich getraut sei, beim Licht der Fackeln; und es sei ein Paar gewesen, wie von Gott für einander geschaffen.

Wie es um diese Sage stehen mag, ist nicht mehr festzustellen, gewiß aber soll sein, daß der reiche Erbe der Herrschaft Sonnenwalde ein gar angesehener Mann

im Staate Brandenburg wurde und trotz seiner herrlichen Besitzungen nirgend lieber lebte, als auf einem einsamen Jagdschloß, tief im Waldgebirg versteckt gelegen, nicht weit von dem Wittwensitz der Herzogin Wittwe Elisabeth von Braunschweig.

Churfürstin Hedwig aber war und blieb die frische, lebensvolle Waldfee, die mit heiterem Sinn und ächter Frömmigkeit der Liebling des ganzen Landes, vor Allem aber ihrer Schwiegermutter, der Königstochter von Dänemark wurde. Bianca von Steinfeder vermählte sich, wie die Chronik sagt, mit einem Herrn von Engelsberg und lebte noch nach dessen Tode am Hofe zu Berlin als Obersthofmeisterin und als Vertraute ihrer Herrin, der Churfürstin Hedwig.

So waren nun die Marken, Schlesien und Preußen der neuen Lehre gewonnen und als Churfürstin Elisabeth ihrem Gemahl in die Gruft folgte, da mochte Luther selbst ihr mit thränenerstickter Stimme nachrufen: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.